

## Zum Inhalt dieses Heftes

«Die ganz öffentlichen Schriften sind das Ergebnis dessen, was in mir rang und arbeitete; in den Privatdrucken (der Mitgliedervorträge, Anm. d. Hg.) ringt und arbeitet die Gesellschaft mit.» (Vgl. «Mein Lebensgang», Kap. XXXV) – Vorträge, das spricht auch aus diesen Worten Rudolf Steiners, haben ihre eigene «Biographie». Wie nun die Mitgliederschaft an den Vorträgen «mitgewirkt» hat, offenbaren Anlaß und Duktus jenes Vortrages, den Rudolf Steiner am 4. Februar 1913 in Berlin auf der 1. Generalversammlung der Anthroposophischen Gesellschaft gehalten hat und der zuletzt in «Briefe I» unter dem Titel «Skizze eines Lebensabrisses» veröffentlicht war. Da dieser Vortrag nicht mehr in dem nun in der Gesamtausgabe in neuer Bearbeitung erscheinenden Briefband, sondern zu einem späteren Zeitpunkt in anderem Zusammenhang veröffentlicht werden soll, wird er nun vorerst hier – nach eingehender Prüfung aller Unterlagen – erneut zugänglich gemacht. Eine Darstellung der biographischen Ereignisse, die Anlaß, Inhalt und Redeweise des Vortrages ausmachen, möge man den *Nachbemerkungen* im Anschluß an den Vortrag entnehmen. Auf einen Aspekt sei jedoch im voraus schon hingewiesen: Der Leser mag nicht ohne Verwunderung zur Kenntnis nehmen, daß Rudolf Steiner von sich in der dritten Person spricht (vom Knaben, vom Jüngling, von Rudolf Steiner). Hierüber sind in der Mitgliederschaft in früheren Jahren die verschiedensten Überlegungen, aber auch Spekulationen angestellt worden. Feststeht, daß Rudolf Steiner zuvor niemals vor der Mitgliederschaft über sein Leben gesprochen hat, sieht man einmal ab von Begebenheiten, die er einzelnen Mitgliedern mitgeteilt hat. Er folgte dem im Okkultismus herrschenden Grundsatz, die Persönlichkeit des Lehrers in den Hintergrund treten zu lassen. Herausgefordert durch die Anschuldigungen A. Besants, sah er sich nun gezwungen, diesen Grundsatz zu brechen, und so trat er mit der offiziellen Anfrage vor die Mitgliederschaft, ob sie gewillt sei, eine Darstellung seines bisherigen Lebensweges anzuhören. Nachdem die Versammlung zugestimmt hatte, begann Rudolf Steiner seine Darstellungen – in der dritten Person. Elisabeth Vreede schilderte ihre damaligen Eindrücke und nachfolgenden Überlegungen mit den Worten: «Als der letzte Protest gegen die erzwungene Tat, als eine letzte Abweisung davon, die Persönlichkeit des okkulten Lehrers in den Vordergrund treten zu lassen, konnte man seine Redeweise empfinden. Er hat sich dann über die Situation mit Hilfe desjenigen erhoben, was eben das Befreiende im Geistesleben darstellt: mit Humor. Er hat seine Lebensgeschichte durchaus so erzählt, daß wir sehr viel dabei gelacht haben.» (aus: Vortrag vom 11. Juli 1930 in Stuttgart)

Die Kindheit Rudolf Steiners, nun aber aus einem anderen Blickwinkel, wird auch in den folgenden Darstellungen näher beleuchtet. Eine im Archiv erst kürzlich aufgefundene Zeichnung des etwa 10-jährigen Rudolf Steiner war Anlaß, ihrer Entstehungsgeschichte und Bedeutung nachzugehen. Berichte verschiedener Reisen in das Burgenland, von denen sich einer mit der Standortfrage der Rosalienkapelle in/bei Neudörfel beschäftigt, beschließen das Heft.

## RUDOLF STEINER

### Autobiographischer Vortrag über die Kindheits- und Jugendjahre bis zur Weimarer Zeit

*Berlin, 4. Februar 1913*

Meine lieben theosophischen Freunde!

Es ist meine ganz ehrliche Überzeugung, daß es im Grunde genommen eine arge Zumutung ist, vor einer solchen Versammlung das vorzubringen, was ich nun werde darzustellen haben. Sie können wirklich überzeugt sein, daß ich, dieses fühlend, nur aus dem Grunde zu dieser Schilderung meine Zuflucht nehme, weil in der letzten Zeit Dinge zutage getreten sind, die gewissermaßen unserer Sache wegen die Zurückweisung von Verdächtigungen und Entstellungen zur Pflicht machen. \*)

Ich werde mich bemühen, so objektiv wie möglich das darzustellen, was darzustellen ist, und ich werde mich bemühen – da ich ja selbstverständlich nicht alles vorbringen kann –, das, was ich vorbringe, subjektiv höchstens insoweit zu beeinflussen, als die Auswahl des Vorzubringenden in Betracht kommt. Hierbei soll mich der Grundsatz leiten, das zu erwähnen, was auf meine ganze Geistesrichtung irgendwie von Einfluß gedacht werden kann. Betrachten Sie die Art, wie ich versuchen werde darzustellen, nicht als eine Koketterie, sondern als etwas, was mir in vielen Punkten doch als die natürliche Form erscheinen muß.

Wenn sich jemand zu einem ganz modernen Leben, zu einem Leben in den modernsten Errungenschaften der gegenwärtigen Zeit hätte anschicken wollen und sich dazu hätte aussuchen wollen die entsprechenden Daseinsbedingungen der gegenwärtigen Inkarnation, so, scheint mir, hätte er in bezug auf seine gegenwärtige Inkarnation diejenige Wahl treffen müssen, die Rudolf Steiner getroffen hat. Denn er war von allem Anfange an eigentlich umgeben von den allermodernsten Kulturrengenschaften, war umgeben von der ersten Stunde seines physischen Daseins an vom Eisenbahn- und Telegraphenwesen.

Geboren ist er am 27. Februar 1861 in Kraljevec, das jetzt zu Ungarn gehört. Er hat nur die ersten anderthalb Jahre an diesem Orte, der auf der sogenannten Mur-Insel liegt, zugebracht, dann ein halbes Jahr in einem Orte [*Mödling*] in der Nähe von Wien und dann eine ganze Anzahl von Knabenjahren in einem Orte [*Pottschach*] an der Grenze von Niederösterreich und Steiermark, mitten drinnen in jenen österreichisch-steierischen Verhältnissen einer Gebirgsgegend,

\* Siehe Nachbemerkung auf Seite 30

die einen gewissen tiefergehenden Eindruck machen können auf das Gemüt eines Kindes, das für solche Sachen empfänglich ist.

Sein Vater war ein kleiner Beamter der österreichischen Südbahn. Die Familie hatte immerhin zu tun mit denjenigen Verhältnissen, die nach Lage der Sache dazumal nicht anders charakterisiert werden können als ein «Ankämpfen gegen die schlechte Bezahlung solcher kleiner Eisenbahnbeamter». Die Eltern haben – das muß ausdrücklich hervorgehoben werden, damit nicht ein Mißverständnis entsteht – stets die Bereitschaft gezeigt, ihre letzten Kreuzer für das hinzugeben, was dem Wohle ihrer Kinder entsprach; aber es waren nicht sehr viele solcher letzter Kreuzer vorhanden.

Was der Knabe – man könnte sagen – stündlich sah, waren auf der einen Seite die hereinblickenden, oftmals in so schönem Sonnenschein erstrahlenden, oftmals von den herrlichsten Schneefeldern bedeckten steirisch-österreichischen Berge. Auf der anderen Seite waren da zum Erfreuen des Gemütes die Vegetations- und sonstigen Naturverhältnisse einer solchen Gegend, die dort, als am Fuße des österreichischen Schneeberges und des Sonnwendsteins gelegen, vielleicht zu den schönsten Flecken des österreichischen Landes gehören. Das war einerseits dasjenige, woraus man die Eindrücke bestimmen kann, die an den Knaben herankamen. Das andere war, daß stündlich der Blick gerichtet sein konnte eben auf die modernsten Kulturverhältnisse und -errungenschaften: auf die Eisenbahn, mit deren Bedienung ja sein Vater zu tun hatte, und auf das, was dazumal schon die Telegraphie im modernen Verkehr hat leisten können. Man möchte sagen, daß dasjenige, was da an den Knaben herantrat, ganz und gar nicht moderne Stadtverhältnisse waren. Denn der Ort, zu dem der Bahnhof gehörte, wo er aufwuchs, war ein sehr kleiner Ort und bot nur insofern moderne Eindrücke, als zu dem Orte eine Spinnfabrik gehörte, so daß man fortwährend einen recht modernen Industriezweig vor Augen hatte.

Diese Verhältnisse müssen alle erwähnt werden, weil sie tatsächlich bildend und herausfordernd auf die Kräfte der Seele des Knaben einwirkten. Stadtverhältnisse waren sie wirklich durchaus nicht; aber der Schatten der Stadtverhältnisse kam in diesen abgelegenen Ort herein. Denn es war nicht nur – mit all den Wirkungen, die so etwas hat – eine der kunstvoll angelegten Gebirgsbahnen in unmittelbarer Nähe, die Semmeringbahn, sondern es waren auch in der Nähe die Quellen, aus welchen gerade in der damaligen Zeit die Wasser der Wiener Hochquellenwasserleitung entnommen wurden. Außerdem war die ganze nähere Umgebung viel von Leuten aufgesucht, die ihren Sommeraufenthalt von Wien und anderen österreichischen Orten aus in dieser Gebirgsgegend verleben wollten. Aber man muß sich dabei vorstellen, daß in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts solche Orte noch nicht so übersät waren mit Sommerfrischlern, wie es in späteren Zeiten der Fall war, und daß man auch als Kind in gewisse persönliche Beziehungen trat zu den Leuten, die solche Sommerfrischen aufsuchten, so daß man dadurch eine Art intimen Verhältnisses gewann zu

dem, was in der Stadt vorging. Wie der Schatten der Stadt erstreckte sich das, was sich da zeigte, in diese kleine Ortschaft hinein.

Was noch in Betracht kam – wer sich ein wenig psychologischen Blick angeeignet hat, wird schon sehen, daß so etwas doch in Betracht kommen kann –, waren gewisse Eindrücke, von denen man nichts anderes sagen kann, als daß sie die Auflösung von althergebrachten religiösen Verhältnissen im engsten Kreise einer kleinen Ortschaft zeigten. Es gab in dem Orte selber, in dem der Knabe heranwuchs, einen Pfarrer. Erwähnen möchte ich nur, daß ich selbstverständlich alle Namen und dergleichen weglassen, deren Nennung irgendwelchen Anstoß erregen oder auch nur verletzen könnte, da man es bei einer solchen Darstellung oft mit Leuten zu tun hat, die selbst oder deren Nachkommen noch leben; das soll also vermieden werden, trotz des Bestrebens, in der genauesten Weise darzustellen. In diesem Orte hatte man es also zu tun mit einem Pfarrer, der auf unsere Familie keinen anderen Einfluß nahm, als daß er meine Geschwister taufte; mich selber hat er nicht mehr zu taufen brauchen, da ich schon in Kraljevec getauft worden war. Im übrigen galt er auf dem Bahnhof, wo der Knabe, von dem ich zu erzählen habe, heranwuchs, bei den Bewohnern des Bahnhofes und allen denen zum Beispiel, die von der unmittelbar benachbarten Spinnfabrik fast bei jedem Zug anwesend waren, da das Ankommen eines Zuges ein großes Ereignis war, als eine recht komische Figur. Und der Knabe hörte in einer nicht gerade respektvollen Weise den betreffenden Pfarrer nicht anders nennen als «unseren Pfarrer-Nazl».

Dagegen gab es im Nachbarorte einen anderen Pfarrer; der kam oftmals in unser Haus. Dieser andere Pfarrer war aber gründlich zerfallen erstens mit dem Pfarrer-Nazl und zweitens mit allen Berufsverhältnissen, in denen er stand. Und wenn jemand schon in der allerersten Kindheit, die Rudolf Steiner zu erleben hatte, vor dem Ohr des Knaben die losesten Worte gebrauchte über alles, was damals auch schon als «jesuitisch» bezeichnet worden ist, – wenn jemand die losesten Worte gebrauchte in Gegenwart des vier- bis fünfjährigen Knaben über die kirchlichen Verhältnisse, so war es jener Pfarrer, der sich als ein entschieden Liberaler fühlte und den man in unserem Hause liebte wegen seiner selbstverständlichen Freigeistigkeit. Es machte damals dem Knaben einen außerordentlichen Spaß, was er einmal von jenem Pfarrer hörte. Es war ihm der Besuch des Bischofs angesagt worden. In einem solchen Falle werden sonst in so kleinen Ortschaften große Vorbereitungen getroffen. Unserem freigeistigen Pfarrer aber war es passiert, daß man ihn aus dem Bette holen mußte, indem man ihm sagte: er solle schnell aufstehen, denn der Bischof stünde schon in der Kirche. Kurz, es waren Verhältnisse, denen gegenüber es unmöglich war, daß sich etwas anderes entwickelte als das, was vielleicht nur Österreicher kennen: eine gewisse Selbstverständlichkeit gegenüber den Verhältnissen der religiösen Tradition, eine selbstverständliche Gleichgültigkeit. Man kümmerte sich sozusagen nicht darum und nahm ein kulturhistorisches Interesse an einer so originellen Persönlich-



keit, wie der ebengenannte Pfarrer war, der zum Bischof zu spät kam, weil er tatsächlich einen sonderbaren Anblick bot. Man wußte gar nicht, warum er eigentlich Pfarrer war. Denn von allem, was sonst einen Pfarrer interessiert, sprach er nie; dagegen sprach er sehr häufig davon, welche Knödel ihm besonders gut schmeckten und was er sonst alles erlebte. Er zog manchmal ganz gewichtig los über seine Behörden und erzählte, was er da alles auszuhalten hätte. Aber irgendeine Anleitung zum Zelotismus konnte von diesem «Herrn Pfarrer» ganz gewiß nicht kommen.

Kurz nur wurde von dem Knaben die dortige Ortsschule besucht. Aus Gründen – es braucht ja nichts irgendwie auch nur unexakt dargestellt zu werden –, die einfach in einem persönlichen Zwist des Vaters des Knaben mit dem Schullehrer lagen, wurde der Knabe sehr bald aus der Dorfschule herausgenommen und bekam dann zwischen den Zeiten, wo die Züge verkehrten, in der Stationskanzlei von dem Vater einigen Unterricht.

Dann wurde der Vater des betreffenden Knaben, als dieser acht bis neun Jahre alt war, an eine andere Bahnstation [*Neudörfel*] versetzt, die an der Grenze liegt zwischen – wie man in Österreich sagt – «Cisleithanien» und «Transleithanien», zwischen den österreichischen und ungarischen Ländern, doch war die Station schon nach Ungarn hinüber gelegen. Bevor aber von dieser Versetzung gesprochen werden kann, muß noch etwas erwähnt werden, was von einer außerordentlichen Bedeutung und Wichtigkeit für das Leben des Knaben Rudolf Steiner war.

Der Knabe war in einer gewissen Beziehung für seine Angehörigen ein unbequemer Knabe, schon deshalb, weil er einen gewissen Freiheitssinn im Leibe hatte, und wenn er bemerkte, daß etwas von ihm gefordert wurde, womit er nicht ganz übereinstimmen konnte, dann wollte er sich dieser Forderung gern entziehen. Er entzog sich zum Beispiel der Forderung, Leute zu grüßen oder mit ihnen zu sprechen, die zu den Vorgesetzten seines Vaters gehörten und die auch als Sommerfrischler an dem betreffenden Orte waren. Er verkroch sich dann und wollte nichts wissen von einer Untertänigkeit, die ja natürlich ist und gegen die nichts eingewendet werden soll. Nur als Eigentümlichkeit soll hervorgehoben werden, daß er nichts davon wissen wollte und sich dann oft in den kleinen Wartesaal zurückzog, wo er versuchte, in sonderbare Geheimnisse einzudringen. Diese waren in einem Bilderbuch enthalten, das bewegliche Figuren hatte, wo man unten an Fäden zog. Es enthielt die Geschichte einer Persönlichkeit, die für Österreich – besonders für Wien – eine gewisse Bedeutung hatte: die Persönlichkeit des «Staberl». Sie war so etwas Ähnliches geworden – allerdings mit lokaler Färbung – wie ein Mittelding zwischen einem Kasperl und einem Eulenspiegel.

Aber auch noch etwas anderes bot sich dem Knaben. Da saß er eines Tages in jenem Wartesaale ganz allein auf einer Bank. In der einen Ecke war der Ofen, an einer vom Ofen abgelegenen Wand war eine Tür; in der Ecke, von welcher aus man zur Tür und zum Ofen schauen konnte, saß der Knabe. Der war dazu-

mal noch sehr, sehr jung. Und als er so dasaß, tat sich die Tür auf; er mußte es natürlich finden, daß eine Persönlichkeit, eine Frauenspersönlichkeit, zur Türe hereintrat, die er früher nie gesehen hatte, die aber einem Familiengliede außerordentlich ähnlich sah. Die Frauenspersönlichkeit trat zur Türe herein, ging bis in die Mitte der Stube, machte Gebärden und sprach auch Worte, die etwa in der folgenden Weise wiedergegeben werden können: «Versuche jetzt und später, so viel du kannst», so etwa sprach sie zu dem Knaben, «für mich zu tun!» Dann war sie noch eine Weile anwesend unter Gebärden, die nicht mehr aus der Seele verschwinden können, wenn man sie gesehen hat, ging zum Ofen hin und verschwand in den Ofen hinein. Der Eindruck war ein sehr großer, der auf den Knaben durch dieses Ereignis gemacht worden war. Der Knabe hatte niemanden in der Familie, zu dem er von so etwas hätte sprechen können, und zwar aus dem Grunde, weil er schon dazumal die herbsten Worte über seinen dummen Aberglauben hätte hören müssen, wenn er von diesem Ereignis Mitteilung gemacht hätte.

Es stellte sich nach diesem Ereignis nun folgendes ein. Der Vater, der sonst ein ganz heiterer Mann war, wurde nach jenem Tage recht traurig, und der Knabe konnte sehen, daß der Vater etwas nicht sagen wollte, was er wußte. Nachdem nun einige Tage vergangen waren und ein anderes Familienglied in der entsprechenden Weise vorbereitet worden war, stellte sich doch heraus, was geschehen war. An einem Orte, der für die Denkweise der Leute, um die es sich da handelt, recht weit von jenem Bahnhofe entfernt war, hatte sich in derselben Stunde, in welcher im Wartesaale dem kleinen Knaben die Gestalt erschienen war, ein sehr nahestehendes Familienglied selbst den Tod gegeben. Dieses Familienglied hatte der Knabe nie gesehen; er hatte auch nie sonderlich viel von ihm gehört, weil er eigentlich in einer gewissen Beziehung – das muß auch hervorgehoben werden – für die Erzählungen der Umgebung etwas unzugänglich war; sie gingen bei dem einen Ohr hinein, bei dem anderen wieder hinaus, und er hatte eigentlich nicht viel von den Dingen gehört, die gesprochen worden sind. So wußte er auch nicht viel von jener Persönlichkeit, die sich da selbst gemordet hatte. Das Ereignis machte einen großen Eindruck, denn es ist jeder Zweifel darüber ausgeschlossen, daß es sich gehandelt hat um einen Besuch des Geistes der selbstgemordeten Persönlichkeit, die an den Knaben herangetreten war, um ihm aufzuerlegen, etwas für sie in der nächsten Zeit nach dem Tode zu tun. Außerdem traten ja die Zusammenhänge dieses geistigen Ereignisses mit dem physischen Plan, wie soeben erzählt worden ist, in den folgenden Tagen gleich stark zutage.

Nun, wer so etwas in seiner frühen Kindheit erlebt und es nach seiner Seelenanlage zu verstehen suchen muß, der weiß von einem solchen Ereignisse an – wenn er es eben mit Bewußtsein erlebt –, wie man in den geistigen Welten lebt. Und da nur an den unmittelbar notwendigen Punkten das Hereinleuchten der geistigen Welten besprochen werden soll, so soll hier gleich angedeutet werden,

daß von jenem Ereignisse ab für den Knaben ein Leben in der Seele anfang, welchem sich durchaus diejenigen Welten offenbarten, aus denen nicht nur die äußeren Bäume, die äußeren Berge zu der Seele des Menschen sprechen, sondern auch jene Welten, die hinter diesen sind. Und der Knabe lebte etwa von jenem Zeitpunkt ab mit den Geistern der Natur, die ja in einer solchen Gegend ganz besonders zu beobachten sind, mit den schaffenden Wesenheiten hinter den Dingen, in derselben Weise, wie er die äußere Welt auf sich wirken ließ.

Nach der schon erwähnten Versetzung des Vaters an den an der Grenze von Österreich und Ungarn, aber noch in Ungarn gelegenen Ort kam der Knabe in die Bauernschule jenes Ortes. Es war eine Bauernschule nach alter Einrichtung, wie sie damals bestanden, wo Knaben und Mädchen ganz selbstverständlich noch untereinander waren. Was in dieser Bauernschule gelernt werden konnte, das wirkte noch nicht einmal, trotzdem es natürlich nicht besonders viel war, mit der vollen Intensität auf den Knaben, von dem die Rede ist, aus dem einfachen Grunde, weil der ausgezeichnete Lehrer dieser Bauernschule – in seiner Art ausgezeichnet innerhalb der Grenzen, in denen das möglich ist – eine besondere Vorliebe für das Zeichnen hatte. Und da der Knabe ziemlich früh die Anlage zum Zeichnen zeigte, so nahm einfach jener Lehrer den Knaben während der Zeit, wo den anderen Schülern gezeigt wurde, wie man lesen und schreiben lernt, aus dem Schulzimmer heraus, führte ihn in seine kleine Stube, und der Knabe mußte immer zeichnen, so daß er es verhältnismäßig bald dazu gebracht hatte, ganz nett – wie einzelne Leute sagten – eine der bedeutendsten politischen Persönlichkeiten Ungarns zu zeichnen, nämlich den Grafen *Széchenyi*.

In jenem Orte lebte selbstverständlich auch ein Pfarrer. Aber von dem Pfarrer, der da jede Woche in jene Bauernschule kam, lernte der Knabe in bezug auf das Religiöse auch nicht sonderlich viel. Man kann nur sagen: weil ihn die Sache nicht besonders interessierte. Im Elternhause wurde nicht viel von religiösen Dingen gesprochen, und ein besonderes Interesse war dafür nicht vorhanden. Dagegen kam der Pfarrer einmal in die Schule mit einer kleinen Zeichnung, die er gemacht hatte; es war das kopernikanische Weltsystem. Das setzte er einigen Knaben und Mädchen, bei denen er besonderes Verständnis dafür annahm, auseinander, so daß der Knabe, der von dem Pfarrer nichts in der Religion lernen konnte, durch ihn das kopernikanische Weltsystem ganz gut verstanden hat.

Der Ort, wo dies alles geschah, war ein sehr eigentümlicher Ort, weil da wiederum sozusagen hereinschauten gewichtige politische und kulturelle Verhältnisse. Es war damals gerade die Zeit, als die Ungarn anfangen zu magyarisieren und wo besonders in solchen Grenzgebieten sich vieles abspielte, was der Zusammenhang zwischen verschiedenen Völkerschaften ergab, besonders zwischen den magyarischen und deutschen Völkerschaften. Außerordentlich vieles lernte man noch kennen an bedeutsamen Kulturverhältnissen – ohne daß man damals alles rubrizierte –, so daß auch da der Knabe mit den modernsten Verhältnissen bekannt wurde.

Was nun mißverstanden worden ist, das ist, daß der Knabe, wie die anderen Schulbuben des Ortes, – eine ganz kurze Zeit war das zwar nur der Fall – in der Dorfkirche Ministrantendienste leisten mußte. Es wurde da einfach gesagt: der und der haben heute die Glocken zu läuten und sich die Ministrantenkleider anzuziehen und Ministrantendienste zu tun. Es war das gar nicht so sehr lange geschehen, da bestand der Vater des Knaben – und zwar aus sehr merkwürdigen Gründen – darauf, daß diese Ministrantendienste nicht zu lange ausgedehnt werden sollten. Der Knabe konnte, aus gewissen Verhältnissen heraus, ab und zu es nicht vermeiden, daß er zu spät kam, und der Vater wollte nicht, daß sein Junge ebensolche Schläge bekäme wie die anderen Jungen, wenn sie zu spät zum Glockenläuten kamen. Da brachte er es denn dahin, daß seinem Sohne dieses Amt wieder entzogen wurde.

Noch in anderer Beziehung waren die damaligen Verhältnisse ganz interessant. Der Pfarrer, der eigentlich nicht besonders tief mit seinem Amt verbunden war, aber dies nicht – wie jener andere Pfarrer, von dem ich vorhin erzählt habe – merken ließ, war ein außerordentlich enragierter magyarischer Patriot, und es schien ihm klug – das konnte auch der Knabe schon durchschauen –, sich gegen etwas zu wenden, was an diesem Orte damals aufkam und was gerade zeigt, wie man als Knabe auch dort kulturhistorische Verhältnisse recht gut studieren konnte. Es war nämlich ein heftiger Kampf ausgebrochen zwischen dem Pfarrer und der Freimaurerloge, die an jenem Orte war, der als Grenzort schon in Ungarn lag. Solche Grenzorte wurden von den Logen gern ausgesucht. Es wurde von den dortigen Freimaurern, neben dem Berechtigten, das Unglaublichste aufgebracht als Anklagen gegen die Kirche. Und wenn man bekannt werden wollte mit dem, was – auch in berechtigter Weise – gegen die klerikalen Verhältnisse vorgebracht werden konnte, so hatte man dazu genügend Gelegenheit, trotzdem man vielleicht noch nicht eine gewisse Jugend überschritten hatte.

Manche Dinge, die nicht gerade dazu beitragen, in einem Knaben einen besonderen Respekt vor der Kirche zu erwecken, sollten eigentlich in einem späteren Abdruck nicht gedruckt, sollen hier aber doch erwähnt werden. Es trug nämlich nicht gerade zur Erhöhung der Ehrfurcht vor den kirchlichen Traditionen bei, daß der Knabe folgendes ansehen mußte: Es war da ein Bauernsohn des betreffenden Ortes, der es dahin gebracht hatte, Geistlicher zu werden, worauf ja die Bauern besonders stolz sind. Er war Zisterzienser geworden, was der Knabe nicht miterlebt hatte, aber er sah, was sich nun abspielte. Damals war eine große Feier veranstaltet worden, denn der ganze Ort war stolz darauf, daß es ein Bauernsohn so weit gebracht hatte. Es waren fünf bis sechs Jahre dahingegangen, der betreffende Geistliche hatte eine Pfarre bekommen und kam zuweilen auch in seinen Heimatort. Da konnte man dann beobachten, wie ein Wagen, den eine bauernmäßig gekleidete Frau und jener Pfarrer zusammen schoben, immer schwerer und schwerer wurde. Das war nämlich ein Kinderwagen, und mit jedem Jahr gab es ein Kind mehr für diesen Kinderwagen. Man konnte von

dem ersten Besuche an bei diesem Geistlichen eine merkwürdige Vermehrung seiner Familie beobachten, die als eine «Beigabe» seines Zölibates mit jedem neuen Jahr immer sonderbarer erschien. Vielleicht darf da doch die Bemerkung eingefügt werden, daß in dieser Weise nicht dafür gesorgt wurde, daß der Knabe möglichst viel Respekt bekam vor dem, was die Traditionen geistlicher Körperschaften sind.

Es soll nun noch erwähnt werden, daß der Knabe im Alter von etwa acht Jahren in der Bibliothek des vorhin erwähnten Lehrers auch eine «Geometrie» von *Močnik* fand, die in den österreichischen Ländern viel gebraucht wurde, sich nun ganz allein an ein eifriges Studium der Geometrie machte und mit einer großen Lust sich gerade in diese Geometrie vertiefte.

Dann brachten es die Verhältnisse mit sich, die so charakterisiert werden könnten, daß es in der Familie des Knaben als eine völlige Selbstverständlichkeit galt, dem Knaben nur eine Bildung zu geben, die ihn zu irgendeinem modernen Kulturberuf befähigen konnte – alles Bestreben ging dahin, ihn ja nicht zu etwas anderem als zu einem modernen Kulturberuf zu bringen –, diese Verhältnisse also brachten es mit sich, daß man den Knaben nicht in das Gymnasium, sondern in die Realschule schickte. Er hat also überhaupt nicht eine Vorbildung genossen, die ihn zu einem geistlichen Berufe vorbereiten konnte, denn er hat kein Gymnasium, sondern nur eine Realschule besucht, die damals in Österreich ganz und gar nicht die Befähigung zum späteren geistlichen Berufe gegeben hätte. Für die Realschule war er durch sein Zeichentalent und durch seine Hinneigung zur Geometrie recht gut vorbereitet.

Schwierig erging es ihm nur in allem Sprachlichen, auch im Deutschen. Jener Knabe hat bis zu seinem vierzehnten, fünfzehnten Jahre die allertörichtesten Fehler in der deutschen Sprache bei seinen Schulaufgaben gemacht; nur der Inhalt hat ihm immer wieder hinweggeholfen über die zahlreichen grammatikalischen und orthographischen Fehler. Weil es Symptome sind für eine gewisse Artung der Seele, darf auch noch erwähnt werden, daß der Knabe, von dem hier die Rede ist, zu einer Nichtberücksichtigung gewisser grammatikalischer und orthographischer Verhältnisse selbst seiner Muttersprache dadurch geführt wurde, daß ihm in einer gewissen Weise der Zusammenhang mit dem fehlte, was man nennen könnte: unmittelbares Sichhineinleben in das ganz trockene physische Leben. Das trat zuweilen grotesk hervor. Dafür ein Symptom: In der Bauernschule, die der Knabe besuchte, bevor er in die Realschule kam, mußten die Kinder immer zu Neujahr und zu den Namenstagen der Eltern usw. auf schönem bunten Papier Glückwünsche schreiben. Diese wurden dann zusammengerollt und, nachdem der Inhalt auswendig gelernt worden war, von dem Lehrer in eine sogenannte kleine Papiermanschette gesteckt; die gab man nachher unter Aufsagen des Inhalts an die betreffenden Angehörigen ab, an die sie gerichtet waren. Jener Pfarrer, der einmal auf den Knaben einen unausbleiblich komischen Eindruck dadurch gemacht hat, daß er, als die dortige Freimaurer-

loge erbaut war, furchtbar zeterte und, weil noch dazu – zu einer wirksamen Redewendung gut zu gebrauchen – der Begründer der Freimaurerloge ein Jude war, – es war unauslöschlich komisch – von der Kanzel herunter verkündete, daß zu alledem, was schlechte Menschen seien, auch das dazu gehöre, daß man so etwas würde wie ein Jude oder ein Freimaurer, jener Pfarrer hatte auf seinem Pfarrhof – es soll dabei an nichts Schlimmes gedacht werden – einen Knaben. Der ging auch zu uns in die Schule und schrieb dort auch seine Glückwünsche. Da kam es einmal so, daß der Knabe Rudolf Steiner in das Glückwunschkonzept des betreffenden Knaben hineinschaute, der im Pfarrhof wohnte, und dabei sah, daß dieser Knabe nicht wie die anderen sich unterschrieb, sondern: «Ihr herzlich ergebener Neffe». Der Knabe Rudolf Steiner wußte damals nicht, was ein «Neffe» ist; er hatte nicht viel Sinn für die Verbindung von Worten mit Dingen, wenn die Worte selten ausgesprochen wurden. Aber er hatte einen merkwürdigen Sinn für den Klang der Worte, für das, was man durchhören kann durch den Klang der Worte. Und so hörte der Knabe aus dem Klange des Wortes «Neffe», daß es etwas besonders Herzliches sei, wenn man auf seinem Glückwunsch sich seinen Angehörigen gegenüber unterschrieb: «Ihr herzlich ergebener Neffe», und er fing nun auch an, für seinen Vater und seine Mutter zu unterschreiben: «Ihr herzlich ergebener Neffe». Erst durch die Aufklärung über die Tatsachen wurde dem Knaben klar, was ein Neffe ist. Das geschah, als er zehn Jahre alt war.

Dann kam der Knabe auf die Realschule in die benachbarte Stadt [*Wiener Neustadt*]. Diese Realschule war nicht so ganz leicht zu erreichen. Es war nach den Verhältnissen der Eltern gar nicht daran zu denken, daß er in der Stadt hätte wohnen können. Aber es war der Besuch der Realschule auch dadurch möglich, daß die Stadt nur eine Wegstunde von dem Ort entfernt war, wo er wohnte. Wenn – was nicht sehr häufig geschah – die Eisenbahnstrecke im Winter nicht eingeschneit war, so konnte der Knabe am Morgen mit der Eisenbahn zur Schule fahren. Aber gerade in den Zeiten, in denen auch der Fußweg nicht besonders angenehm war, denn dieser führte über Felder, waren die Bahngleise tatsächlich sehr häufig verschneit, und dann mußte der Knabe morgens zwischen halb sieben und acht Uhr oftmals durch wirklich knietiefen Schnee zur Schule wandern. Und am Abend war gar nicht daran zu denken, anders als zu Fuß nach Hause zu kommen. Wenn ich jetzt auf den Knaben zurücksehe, der recht viele Anstrengungen hat machen müssen, um zur Schule und wieder zurück zu kommen, so kann ich nicht anders sagen, als daß es mein Glaube ist, der gewisse Grad von Gesundheit, den ich selber jetzt habe, sei vielleicht zurückzuführen auf jenes anstrengende Waten durch knietiefen Schnee und auf die sonstigen Anstrengungen, die mit dem Besuch der Realschule verbunden waren. Es war ja dadurch, daß sich eine wohltätige Frau in der Stadt gefunden hatte, die den Knaben über Mittag – durch die ersten vier Schuljahre hindurch – zu sich eingeladen hatte und ihm zu essen gab, wenigstens nach der Richtung hin die Not, daß

nichts zu essen dagewesen wäre, gelindert. Auf der anderen Seite aber war dabei auch wieder Gelegenheit, die modernsten Kulturverhältnisse zu sehen. Denn der Mann jener Frau war in der Lokomotivfabrik jenes Ortes angestellt, und man lernte da viel kennen von den Verhältnissen jenes Industrieortes, die für die damalige Zeit außerordentlich wichtig waren. So warfen auch die modernsten industriellen Verhältnisse ihre Schatten in das Leben des Knaben.

Nun gab es mehreres im Zusammenhang mit der Schule, was den Knaben in einer außerordentlichen Weise interessierte. Zunächst war da der Direktor der Realschule [*Heinrich Schramm*], ein ganz merkwürdiger Mann. Der stand mitten darinnen in dem damaligen naturwissenschaftlichen Leben und setzte all sein Streben daran, aus den Begriffen und Ideen der Naturwissenschaft, Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, sich eine Art von Weltsystem zu begründen. Von den Bestrebungen seines Direktors lernte der Knabe einen Programmaufsatz der Schule kennen, der hieß «Die Anziehungskraft betrachtet als eine Wirkung der Bewegung». Und die Sache ging gleich los mit ganz kräftigen Integralen. Das heftigste Bestreben des Knaben war nun, sich hineinzulesen in das, was er nicht verstehen konnte, und immer wieder las er darüber, soviel er erfassen konnte. Einen gewissen Sinn verstand er: daß die Kräfte der Welt und selbst die Anziehungskraft aus der Bewegung heraus erklärt werden sollten. Es entstand nun ein Streben in dem Knaben, möglichst bald so viel von Mathematik zu kennen, um diese Ideen durchdringen zu können. Das war nicht ganz leicht, da man zunächst viel Geometrie lernen mußte, um solche Sachen zu verstehen.

Nun kam noch etwas anderes hinzu. An jener Realschule war ein ausgezeichnete Lehrer für Physik und Mathematik [*Laurenz Jelinek*], der einen zweiten Programmaufsatz verfaßt hatte, den der Knabe zu Gesicht bekam. Das war ein außerordentlich interessanter Aufsatz über Wahrscheinlichkeitsrechnung und Lebensversicherung. Und der zweite Anstoß, den der Knabe daraus bekam, war eben der, daß er kennenlernen wollte, wie man die Leute versichert aus den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung heraus, und das war in jenem Aufsatz sehr übersichtlich wiedergegeben.

Dann muß noch ein dritter Lehrer erwähnt werden, der Lehrer der Geometrie [*Georg Kosak*]. Der Knabe hatte nämlich das Glück, diesen Lehrer schon in dem zweiten Schuljahre zu haben und von ihm zu bekommen, was später zu der darstellenden Geometrie hinüberführte und verbunden ist mit geometrischem Zeichnen, so daß man auf der einen Seite das Rechnen hatte und auf der anderen außerdem noch Freihandzeichnen. Der Lehrer der Geometrie war ein anderer als der Direktor und ein anderer als jener, der den Aufsatz über das Lebensversichern schrieb. Die Art nun, wie dieser Lehrer die Geometrie vorbrachte und Anleitung gab, Zirkel und Lineal zu gebrauchen, war etwas außerordentlich Praktisches, und es darf gesagt werden, daß sich der Knabe infolge der Anleitung dieses Lehrers ganz in die Geometrie vernarrte und auch in das geome-

trische Zeichnen mit Zirkel und Lineal. Die übersichtliche und praktische Art, Geometrie durchzunehmen, war auch noch dadurch besonders erhöht, daß jener Lehrer verlangte, daß man die Bücher eigentlich nur als so eine Art Dekoration habe. Was er gab, diktierte er den Schülern und zeichnete es selbst an die Tafel; man zeichnete es ab, machte sich auf diese Weise selbst sein Heft und brauchte eigentlich nichts anderes zu wissen, als was man selbst im Heft ausgearbeitet hatte. Es war eine gute Art, selbsttätig mitzuarbeiten. In anderen Fächern dagegen war oft eine recht gute Anleitung vorhanden, alles, was vorkam, zu verschlafen.

Nun ging die Sache so, daß der Knabe Gelegenheit hatte, schon in der dritten Realschulklasse jenen Lehrer für Mathematik und Physik zu bekommen, der den Aufsatz über Wahrscheinlichkeitsrechnung und Lebensversicherung verfaßt hatte. Der stellte sich heraus als ein ganz ausgezeichnete Lehrer für Mathematik und Physik. Und wenn dem Manne, der aus dem Knaben geworden ist, hier etwas durch das Gemüt schießt, indem er an jenen Lehrer denkt, so ist es das, daß er jederzeit in geistiger Beziehung seinen Kranz niederlegen möchte vor jenem ausgezeichneten Lehrer für Mathematik und Physik. Nun fing man erst recht an, mit Hingebung sich der Mathematik und Physik zu widmen, und so konnte es dazu kommen, daß es möglich geworden war, verhältnismäßig bald zu greifen zu den damals viel mehr als heute verbreiteten ausgezeichneten Lehrbüchern für den Selbstunterricht in Mathematik von *Lübsen*. Mit Anleitung der Bücher von H.B. Lübsen brachte es auch der Knabe dahin, verhältnismäßig bald zu verstehen, was sein Direktor geschrieben hatte über die «Anziehungskraft betrachtet als eine Wirkung der Bewegung» und was sein Lehrer geschrieben hatte über Wahrscheinlichkeitsrechnung und Lebensversicherung. Das war eine große Freude, diese Dinge nach und nach zum Verständnis getrieben zu haben.

Nun spielte in das Leben des Knaben noch hinein, daß er kein Geld hatte, um die Schulbücher einbinden zu lassen. Da hatte er denn von einem Gehilfen seines Vaters die Buchbinderei gelernt und konnte sich in den Ferien damit beschäftigen, sich seine Schulbücher selbst einzubinden. Es scheint mir wichtig, dies hervorzuheben, weil es etwas bedeutete für die Entwicklung jenes Knaben, eine so praktische Sache wie die Buchbinderei in verhältnismäßig frühen Lebensjahren kennenzulernen.

Aber noch anderes spielte da hinein. Es war die Zeit, von der jetzt die Rede ist, gerade die, in welcher in Österreich eingeführt wurde anstelle des alten Zoll-, Fuß-, Pfund- und Zentner-Systems das neue metrische Maß-, und Gewichtssystem, das Meter- und Kilogramm-System. Und den ganzen Enthusiasmus erlebte der Knabe mit, der sich abspielte in allen Verhältnissen, als man aufhörte, in der bisherigen Weise mit Fuß und Pfunden und Zentnern zu rechnen und nun anfang, Meter und Kilogramm an ihre Stelle zu setzen. Und das gelesenste Buch, welches er immer in der Tasche hatte, war das heute schon ver-



gessene über das neue Maß-, und Gewichtssystem. Und schnell wußte der Knabe herzusagen, wieviel eine Anzahl von Pfunden ausmachten in Kilogrammen und wieviel eine Anzahl Fuß in Metern, denn darüber waren lange Tabellen in dem Buche enthalten.

Eine Persönlichkeit, die in das Leben des Knaben hineinspielte, darf nicht unerwähnt bleiben: ein Arzt, ein sehr freigeistiger Arzt, der aber – vielleicht wird es mir nicht übelgenommen – eine gewisse «weitschauende Lebensauffassung» hatte. Er hatte nun dadurch auch seine Eigenarten, war jedoch in gewisser Beziehung ein außerordentlich guter Arzt. Aber es passierten ihm zum Beispiel solche Sachen: Der Arzt war dem Knaben schon bekannt von der ersten Eisenbahnstation her, wo die okkulte Erscheinung stattfand. Damals war folgendes vorgekommen. Der Weichenwärter auf der dortigen Station hatte einen heftigen Zahnschmerz. Der betreffende Arzt war nun auch Bahnarzt und hatte, obwohl er nicht dort wohnte, den Weichenwärter zu behandeln. Und siehe da, der gute Arzt wollte recht schnell mit den Sachen fertig werden und schickte ein Telegramm, daß er mit einem bestimmten Zug kommen würde. Er wolle aber nur so lange aussteigen, als der Zug hielte, um in dieser Zeit den Zahn herauszuexpedieren und dann gleich weiterzufahren. Die Sache wurde in Szene gesetzt, der Arzt kam mit dem festgesetzten Zug, zog dem Weichenwärter den Zahn aus und fuhr weiter. Aber nachdem der Arzt abgefahren war, kam der Weichenwärter und sagte: «Nun hat er mir halt einen gesunden Zahn ausgerissen, aber der kranke tut mir au nit mehr weh!»

Dann hatte der Weichenwärter einmal Magenschmerzen, da wollte ihn der Arzt in ähnlicher Weise abfertigen. Diesmal aber war der Zug, mit dem er kam, ein Schnellzug, der auf der Station nicht hielt. Daher ordnete er an, der Weichenwärter solle sich auf dem Bahnsteig hinstellen und ihm, wenn der Zug vorbeiführe, die Zunge herausstrecken, er wolle dann von der nächsten Station aus Bescheid geben. Das geschah auch: der Weichenwärter mußte sich hinstellen, die Zunge herausstrecken, während der Zug vorüberfuhr, und der Arzt telephonierte dann von der nächsten Station aus das Rezept zurück. Das waren einige Seiten der «weiten Lebensauffassung» dieses Arztes. Aber er war eine feinsinnige, außerordentlich menschenfreundliche Persönlichkeit.

Der Knabe hatte längst die Studien gemacht mit dem neuen Maß- und Gewichtssystem, hatte sich über Integral- und Differentialrechnung informiert. Von Goethe und Schiller aber wußte er nichts, als was in den Schulbüchern stand – einige Gedichte –, sonst nichts von deutscher Literatur, von Literatur überhaupt. Eine eigentümliche, selbstverständliche Liebe zu jenem Arzt war aber dem Knaben geblieben, und mit einer rechten Verehrung ging er an den Fenstern dieses Arztes vorbei in der Stadt, wo die Realschule war. Da konnte er ihn hinter dem Fenster sehen mit einem grünen Schirm vor den Augen, und unbetmerkt konnte er beobachten, wie er vertieft vor seinen Büchern saß und studierte. Bei einem Besuche, den der Arzt in dem zuletzt erwähnten Dorfe machte,

ergab es sich, daß er den Knaben einlud, ihn einmal zu besuchen. Der Knabe ging dann zu ihm hin, und der Arzt wurde nun ein liebevoller Berater, indem er dem Knaben die wichtigeren Werke der deutschen Literatur zur Verfügung stellte – manchmal in kommentierten Ausgaben – und ihn immer mit einem liebevollen Wort entließ, ihn auch wieder so empfing, wenn er die Bücher zurückbrachte. So war der Arzt, von dem ich Ihnen die andere Seite zuerst erzählt habe, eine Persönlichkeit, die eine der meistgeachteten in dem Leben des Knaben wurde. Vieles, was von Literatur und damit Zusammenhängendem in des Knaben Seele drang, kam von jenem Arzte.

Nun stellte sich etwas Eigentümliches für den Knaben heraus. Er empfand durch jenen ausgezeichneten Geometrielehrer die größte Hingebung für darstellende Geometrie, und dadurch kam etwas vor, was erwähnt werden darf, was überhaupt vorher in jener Schule und auch an einer anderen Schule nie vorgekommen war: daß jener Knabe, von dem hier gesprochen wird, von der vierten Klasse ab in «Darstellende Geometrie und Zeichnen» eine Note bekam, die sonst eben gar nicht gegeben wurde. Die höchste, schwer zu erhaltende Note war «vorzüglich»; er hatte «ausgezeichnet» bekommen. Er verstand wirklich von all diesen Dingen viel mehr als von Literatur und ähnlichen Sachen.

Es gab aber auch manche andere Seiten in der Schule. Zum Beispiel war durch eine Anzahl von Klassen hindurch der Lehrer für Geschichte ein recht langweiliger Patron, und man hatte es außerordentlich schwer zuzuhören; was er vortrug, war dasselbe, was im Buche stand, und man kam leichter dahinter, wenn man es nachher im Buche las. Da hatte sich der Knabe ein merkwürdiges System ersonnen, das zusammenhing mit seinen damaligen Neigungen. Er hatte zwar nie besonders viel Geld, aber wenn er wochenlang die Kreuzer beiseite legte, die er hier und da erhielt, so konnte er schließlich sich etwas zusammensparen. Nun war damals gerade zu seinem guten Karma die Reclamsche Universal-Bibliothek begründet worden, und zu den ersten Werken, die erschienen, gehörten zum Beispiel die Werke *Kants*. Das erste, was sich der Knabe aus der Universal-Bibliothek kaufte, war Kants «Kritik der reinen Vernunft». Er war damals zwischen dem vierzehnten und fünfzehnten Jahre. Die geschichtlichen Vorträge seines Professors langweilten ihn furchtbar. Besonders viel freie Zeit hatte er nicht, es gab viele Schulaufgaben, die in der Zeit von abends bis zum nächsten Morgen gemacht werden mußten. Als einzige Zeit, die man nutzbringend anwenden konnte, blieb die Stunde, in welcher der Geschichtslehrer so langweilig vortrug. Nun sann der Knabe darauf, wie er diese Zeit nützen könnte. Mit dem Bücherbinden war er bekannt. Da nahm er das Geschichtsbuch auseinander und klebte buchbinderisch ordentlich zwischen die Seiten des Geschichtsbuches die Blätter von Kants «Kritik der reinen Vernunft» hinein. Und während dann der da oben erzählte, was im Buche stand, las der Knabe Kants «Kritik der reinen Vernunft» mit großer Aufmerksamkeit. Und er war aufmerksam, denn er brachte es dahin, mit fünfzehn Jahren Kants «Kritik der reinen

Vernunft» eingehend gelesen zu haben, und konnte dann dazu übergehen, die anderen Werke von Kant zu erarbeiten. Es darf wirklich, ohne zu renommieren, gesagt werden, daß der Knabe es mit sechzehn, siebzehn Jahren dahin gebracht hatte, die Kantschen Werke, soweit sie in der Reclamschen Universal-Bibliothek zu haben waren, in sich aufzunehmen; denn zu dem Studium während der Geschichtsstunden kam noch das Studium in der Ferienzeit hinzu. Er gab sich eifrig Kant hin, und es war tatsächlich eine neue Welt, die damals aus dem Studium dieser Kant-Werke von dem physischen Plane her dem Knaben aufging.

Mit der Realschulzeit ging es nun zu Ende. Einen ganz modernen Schul-lebenslauf hatte der Knabe hinter sich. Zwei Dinge sind noch hervorzuheben. In den höheren Klassen war auch ein sehr guter Chemielehrer, der nicht viel sprach, der meistens immer nur das Notwendigste sagte. Aber auf einem mehrere Meter langen Tisch waren alle möglichen Apparate ausgebreitet, und alles wurde gezeigt: die kompliziertesten Experimente wurden gemacht und nur von den notwendigsten Worten begleitet. Und wenn wieder so eine interessante Stunde vorbei war, dann fragten die Schüler wohl: «Herr Doktor» – er hatte sich lieber so anreden lassen als «Herr Professor» –, «wird das nächste Mal experimentiert oder examiniert?», da hieß die Antwort dann meistens: «Experimentiert», und jeder freute sich wieder. Examiniert wurde gewöhnlich nur in den letzten zwei Stunden, bevor Zeugnisse ausgestellt werden sollten. Aber ein jeder hatte in seinen Stunden immer gut aufgepaßt und mitgearbeitet, und so kam es denn – weil er auch ein ausgezeichneter Mann war –, daß auch die Schüler immer etwas konnten. Es mag noch bemerkt werden, daß es der Bruder jener jetzt wieder in Österreich bekannt gewordenen Persönlichkeit war, der Bruder des österreichisch-tirolischen Dichters *Hermann von Gilm*, eines bedeutenden Lyrikers. Es darf wohl hier ausnahmsweise der Name [*Hugo von Gilm*] genannt werden als der Name eines nicht mehr unter uns Weilenden, da nur Gutes von ihm gesagt werden kann.

Das andere, was noch hervorzuheben ist, war, daß in der Nähe jenes Ortes ein Schloß war, in dem ein Mann wohnte, der *Graf Chambord*, welcher der Prä-tendent war für einen europäischen Thron, doch diesen Thron wegen der politischen Verhältnisse nie einnehmen konnte. Er war für die dortige Gegend ein großer Wohltäter, und man erfuhr viel von dem, was aus diesem Schlosse des Kronprätendenten kam. Selbstverständlich hatte der Knabe nie Gelegenheit, den Grafen selbst kennenzulernen; aber dieser lebte im Munde der Leute in der ganzen Gegend. Wenn es auch ein Mensch war, von dem man sagen konnte, daß in der Gesinnung nur wenige Leute mit ihm einverstanden waren, so breitete sich doch wieder der Schatten wichtiger politischer Verhältnisse, die man dadurch kennenlernen konnte, in den Ort hinein.

Nun kamen noch andere Dinge dazu. Es ging das Interesse des Knaben, das an Kant angefacht war, nach und nach so weit, daß er auch nach anderen philosophischen Dingen Lust bekommen hatte, und er verschaffte sich nun mit sei-

nen recht geringen Mitteln psychologische und logische Werke. Besondere Sympathie empfand er für die Bücher von *Lindner*, die, was Psychologie betrifft, recht gute Lehrmittel waren, und lernte aus den Fäden, die da verfolgt wurden, noch bevor er von der Realschule abging, die *Herbartsche* Philosophie eigentlich recht gut kennen. Es hatte ihm dies allerdings eine Schwierigkeit bereitet, denn der Lehrer der deutschen Sprache, der im übrigen ein vortrefflicher Mann war und viele Verdienste um das Schulwesen sich erwarb, hatte gar nicht leiden mögen, daß der Knabe Rudolf Steiner solche Lektüre pflog, die ihn verleitete, so furchtbar lange Schulaufsätze zu machen, manchmal sogar ein ganzes Heft vollzuschreiben. Und nach dem Abiturientenexamen, wo dann die Schüler, wie das so gebräuchlich war, mit den Lehrern vor Schulabgang noch einmal zusammen waren, da sagte er zu dem Knaben: «Ja, Sie waren mein stärkster Phraseur, ich fürchtete mich immer schon, wenn ihr Heft kam.» Einmal zum Beispiel hatte er, nach dem Gebrauche des Wortes «psychologische Freiheit», dem Knaben den Rat gegeben: «Sie scheinen wirklich eine philosophische Bibliothek zu Hause zu haben; ich möchte Ihnen anraten, sich nicht viel damit zu beschäftigen.»

Von besonderem Interesse war dem Knaben auch der Vortrag eines Professors der kleinen Ortschaft über «Pessimismus». Noch soll erwähnt werden, daß es dann später auch wieder Jahre gab, in denen auf der Realschule ausgezeichnet Geschichte gepflegt worden ist. Und da war es dann wirklich ein gründliches Vertiefen des Knaben in die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, weil er habhaft werden konnte der «Weltgeschichte» von *Rotteck*, die einen großen Eindruck machte durch die Wärme, mit der die ersten Bände dieser Weltgeschichte geschrieben sind.

Von dem, was gewissermaßen bedeutsam ist, darf noch hervorgehoben werden, daß der Knabe nur pflichtgemäß in den ersten vier Jahren an dem Religionsunterricht teilgenommen hat. Als er von dem vierten Schuljahre ab durch den Lehrplan der Schule von dem Religionsunterricht befreit war, hat er nicht mehr daran teilgenommen. Durch die Verhältnisse seiner Familie war er auch nie zur Firmung geführt worden, so daß er bis heute nicht gefirmt worden ist. Also einen gefirmten Menschen haben Sie nicht vor sich. Denn es war damals in den Kreisen, in denen der Knabe aufwuchs, eine Selbstverständlichkeit, daß man so etwas wie die klerikalen Einrichtungen nicht mitmachte. Dagegen hatte es einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er bei seinem Abiturientenexamen in der Physik eine Frage zu beantworten bekam, die so modern war, daß sie in den österreichischen Schulen wohl zum ersten Mal gestellt worden ist. Er hatte nämlich das Telephon zu erklären, das damals erst Verbreitung gefunden hatte. Es war wirklich ein Zusammenhang da mit den allermodernsten Verhältnissen. Er mußte aufzeichnen an der Tafel, wie man von der einen zur anderen Station telephonierte.

Nun handelte es sich darum, daß nach der Schulzeit eine ganze Anzahl von philosophischen Sehnsuchten in dem Knaben erregt worden waren. Das Abitu-

rientenexamen war zu Ende, und der Vater ließ sich an einen Bahnhof [*Inzersdorf*] in der Nähe von Wien versetzen, damit der Knabe jetzt die Hochschule besuchen konnte. Es war in der Ferienzeit, die auf das Abiturientenexamen folgte, und da stellte sich wirklich eine tiefe Sehnsucht nach der Lösung philosophischer Fragen ein. Um diese zu stillen, gab es nur eine Möglichkeit. Man hatte in den Jahren eine Anzahl von Schulbüchern aufgestapelt, die trug man nun zum Antiquar und bekam dafür ein nettes Sümmchen. Das wurde sofort umgetauscht in Philosophische Bücher. Und nun las der Knabe, was er von Kant noch nicht gelesen hatte, zum Beispiel seine Abhandlung vom Jahre 1763 über den «Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen» oder Kants «Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik» [1766], wo Beziehung genommen wird auf Swedenborg. Aber nicht nur Kant, sondern die ganze Literatur konnte verfolgt werden durch einzelne repräsentative Bücher von *Hegel*, *Schelling*, *Fichte* und ihren Schülern – zum Beispiel *Karl Leonhard Reinhold*, von *Darwin* usw.. Bis zu einem Philosophen kam es, der heute nicht mehr besonderes Ansehen hat, zu *Traugott Krug*, dem Kantianer.

Nun sollte der Knabe auf die Hochschule. Er konnte selbstverständlich nur auf eine technische Hochschule gehen, da er keine Vorbildung hatte für die mit dem humanistischen und antiken Geisteswissen verbundenen Studien. Er ließ sich dann in der Tat einschreiben an der Technischen Hochschule in Wien und hörte in den ersten Jahren Chemie, Physik, Zoologie, Botanik, Biologie, Mineralogie, Geologie, Mathematik, Geometrie und reine Mechanik. Daneben hörte er deutsche Literaturgeschichte bei jenem Manne, der allerdings mit dem Leben des Knaben recht tief zusammenhängt, bei dem Vortragenden für deutsche Literatur an der Technischen Hochschule, *Karl Julius Schröer*.

Schon im ersten Jahre des Hochschulstudiums [1879/80] trat etwas ganz Besonderes ein. Durch eine besondere Verkettung von Umständen trat in den Gesichtskreis des Knaben eine merkwürdige Persönlichkeit, eine Persönlichkeit, die keine Gelehrsamkeit hatte, aber ein umfassendes tiefes Wissen und eine umfassende tiefe Weisheit. Nennen wir jene Persönlichkeit, wie sie mit ihrem Vornamen wirklich hieß, «Felix», der in einem abgelegenen, einsamen Gebirgsdörfchen mit seiner bäuerlichen Familie lebte, das Zimmer voll hatte mit mystisch-okkulten Literatur, selber tief eingedrungen war in mystisch-okkulte Weisheit und der seine Hauptzeit zuzubringen hatte mit dem Sammeln von Pflanzen. Er sammelte überall in den dortigen Gegenden die verschiedensten Pflanzen und verstand es – das konnte man gewahr werden, wenn man ihn, wie das nur selten, aber doch der Fall war, begleiten durfte auf seinen einsamen Wanderungen – jede einzelne Pflanze aus ihrem Wesen, aus ihren okkulten Untergründen heraus zu erklären. In jenem Manne waren ganz ungeheure okkulte Tiefen. Es war bedeutsam, was mit ihm besprochen werden konnte, wenn er, auf dem Rücken sein Bündel mit einer großen Anzahl von Pflanzen, die er ge-

sammelt und getrocknet hatte, dann in die Hauptstadt fuhr, wohin der Knabe zu fahren hatte. Da gab es sehr wichtige Gespräche mit diesem Manne, den man in Österreich einen «Dürrkräutler» nennt, einen, der Kräuter sammelt und trocknet und sie dann in die Apotheken trägt. Das war der äußere Beruf des Mannes, der innere war freilich ein ganz anderer. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß er alles in der Welt liebte und nur bitter wurde – das sei aber nur kulturhistorisch erwähnt –, wenn er auf klerikale Verhältnisse zu sprechen kam und auf das, was auch er durch die klerikalen Verhältnisse auszustehen hatte; dem war er nicht liebevoll geneigt.

Es folgte aber bald darauf noch etwas anderes. Mein Felix war gewissermaßen nur der Vorhervorkünder einer anderen Persönlichkeit, die sich eines Mittels bediente, um in der Seele des Knaben, der ja in der spirituellen Welt darinnenstand, die regulären, systematischen Dinge anzuregen, mit denen man bekannt sein muß in der spirituellen Welt. Es bediente sich jene Persönlichkeit, die nun wieder so fremd wie möglich allem Klerikalismus gegenüberstand und damit selbstverständlich gar nichts zu tun hatte, eigentlich der Werke *Fichtes*, um gewisse Betrachtungen daran anzuknüpfen, aus denen sich Dinge ergaben, in welchen doch die Keime zu der «*Geheimwissenschaft*» gesucht werden könnten, die der Mann, der aus dem Knaben geworden ist, später schrieb. Und manches, aus dem die «*Geheimwissenschaft*» geworden ist, wurde damals in Anknüpfung an Fichtes Sätze erörtert. Ebenso unansehnlich im äußeren Berufe war jener ausgezeichnete Mann wie Felix auch. Ein Buch war es, das er gleichsam als Anhaltspunkt benutzte, das wenig in der äußeren Welt bekannt geworden ist und das in Österreich oft wegen seiner antiklerikalen Richtung unterdrückt wurde, durch welches man sich aber zu ganz besonderen geistigen Wegen und geistigen Pfaden anregen lassen kann. Jene eigenartigen Strömungen, die durch die okkulte Welt gehen, die man nur erkennen kann, wenn man eine aufwärts- und eine abwärtsgehende Doppelströmung ins Auge faßt, traten damals lebendig vor des Knaben Seele. Es war in der Zeit, da der Knabe noch nicht den zweiten Teil des «*Faust*» gelesen hatte, als er auf diese Weise okkult eingeführt wurde. Es ist nicht nötig, über diesen Punkt der okkulten Schulung des jetzigen Jünglings, zu dem der Knabe herangewachsen war, weiter zu sprechen. Denn alles, was sich ihm darbot, blieb in der Seele des Jünglings; er erlebte es in sich selbst und schritt seinen äußeren Lebensweg weiter fort.

Zunächst war er angeregt worden durch die literarhistorischen Vorträge Karl Julius Schröers über «*Die deutsche Literatur seit Goethes erstem Auftreten*» zu dem, was *Goethe* gegeben hatte, besonders aber zu der «*Farbenlehre*» und zu dem zweiten Teil des «*Faust*», den er als achtzehn- bis neunzehnjähriger Jüngling studierte. Gleichzeitig studierte er die Herbart'sche Philosophie, namentlich die «*Metaphysik*». Eine sonderbare Enttäuschung hatte der Jüngling erfahren, der ja schon mit viel Philosophischem bekannt geworden war, aber aus sich gewisse Gründen hatte, die Herbart'sche Philosophie zu schätzen. Es hatte sich in

ihm eine freudige Sehnsucht danach gebildet, einen der bedeutendsten Vortragenden für Herbart'sche Philosophie kennenzulernen, nämlich *Robert Zimmermann*. Das war tatsächlich eine Enttäuschung, weil man in der Schätzung der Herbart'schen Philosophie sehr herabgestimmt wurde, wenn man den sonst geistvollen, aber auf dem Katheder unerträglichen Robert Zimmermann hörte.

Dagegen gab es eine Anregung, die dem Gemüt sehr zugute kam, von einem Manne, der dann auch später in das Leben der Persönlichkeit, von der hier die Rede ist, eintrat, von dem Geschichtsforscher *Ottokar Lorenz*. Der Jüngling hatte nämlich wenig Neigung, ganz pedantisch regelmäßig die Kollegs an der Technischen Hochschule zu hören, obwohl er alles mitgemacht hat. Er hatte auch in der Zwischenzeit als Hospitant an der Universität Vorlesungen gehört von Robert Zimmermann über «Praktische Philosophie» und auch die Vorträge über «Psychologie» von *Franz Brentano*, die damals – aber das lag weniger in der Natur der Sache – nicht einen so starken Eindruck auf den Jüngling gemacht haben wie später seine Bücher, und die der Mann, der aus dem Jüngling geworden ist, dann alle gründlich kennengelernt hat. Einen gewissen Eindruck machte Ottokar Lorenz durch seinen Freiheitssinn, denn er hielt damals – während der sogenannten «österreichischen liberalen Ära» – ganz freigeistige Vorträge. Und Ottokar Lorenz war schon der Charakter, der auf ganz junge Menschen Eindruck machen konnte. Er sprach im Kolleg wirklich die herbsten Worte, zog als Historiker mit vielen Belegen los über das, worüber loszuziehen war, war dabei ein ganz ehrlicher Mensch, der dann zum Beispiel, nachdem er etwas «brenzliche» Verhältnisse auseinandergesetzt hatte, sagen konnte: «Ich mußte ein bißchen schönfärben; denn, meine Herren, hätte ich alles gesagt, was darüber zu sagen ist, dann würde das nächste Mal der Staatsanwalt hier sitzen.»

Es war derselbe Ottokar Lorenz, von dem nach der Anekdote – soweit Anekdoten wahr sind: nämlich wahrer als wahr – folgendes erzählt wird. Ein Kollege von ihm, der besonders die geschichtlichen Hilfswissenschaften pflegte, hatte einen Lieblingsschüler, bei dem, als er zur Promotion kam, Lorenz mitprüfen mußte. Da konnte zum Beispiel der Kandidat gleich gründlich Auskunft geben, in welchen päpstlichen Urkunden zum ersten Male der i-Punkt vorkommt. Und nachdem er so genau über alles Auskunft zu geben wußte, konnte sich Ottokar Lorenz nicht enthalten zu fragen: «Ich möchte den Herrn Kandidaten auch etwas fragen. Können Sie mir sagen, wann jener Papst, in dessen Urkunden zuerst der i-Punkt vorkommt, geboren ist?» Das wußte der Kandidat nicht. Dann fragte er ihn weiter, ob er ihm sagen könne, wann jener Papst gestorben sei? Das wußte er auch nicht. Dann fragte er, was er denn sonst von diesem Papst wisse? Aber auch da konnte der Kandidat nichts sagen. Da meinte der Lehrer, dessen Lieblingsschüler der Betreffende war: «Aber Herr Kandidat, Sie sind ja heute so, als wenn Ihnen ein Brett vor den Kopf genagelt ist!» Da sagte Lorenz: «Nun, Herr Kollege, er ist ja Ihr Lieblingsschüler, wer hat ihm denn das Brett vor den Kopf genagelt?» Solche Dinge kamen schon vor.

Lorenz war der Liebling der Studentenschaft der Wiener Universität, und er war auch ein Jahr Rektor an der Wiener Universität. Es war nun dort gebräuchlich, daß jemand, der Rektor gewesen war, für das nächste Jahr dann Prorektor wurde. Nach ihm wurde nun ein ganz schwarzer Radikaler zum Rektor gewählt, der ungeheuer unbeliebt war. Dem machten die Studenten gern allerlei Katzenmusiken. Nun war Lorenz der heftigste Gegner jenes Klerikalen, der Vertreter des Kirchenrechtes war. Jener Rektor konnte schon gar nicht mehr in die Universität hineinkommen, denn sowie er sich dazu anschickte, ging es sofort mit dem Lärm los. Da mußte dann der Prorektor kommen und Ordnung schaffen. Sobald Lorenz erschien, jubelte ihm die Studentenschaft zu. Jener Ottokar Lorenz aber stellte sich hin und sagte: «Euer Beifall läßt mich ganz kalt. Wenn ihr – wie wir zwei auch immer verschieden denken mögen – meinen Kollegen so behandelt, wie ihr es tut, und mir zujubelt, dann sage ich euch, daß ich, der ich an Gelehrsamkeit nicht würdig bin, meinem Gegner die Schuhriemen aufzulösen, mir nichts aus eurem Beifall mache und ihn ablehne!» – «Pereat! pereat!» ging es los, und aus war es mit seiner Beliebtheit. Lorenz ging dann nach Jena, und der, der hier spricht, traf noch öfter mit ihm zusammen. Jetzt ist er nicht mehr auf dem physischen Plan. Er war eine ausgezeichnete Persönlichkeit. In allen Einzelheiten steht noch lebhaft vor meiner Seele, wie er einmal einen Vortrag gehalten hatte über die Beziehungen der Tätigkeit von Karl August zur übrigen deutschen Politik. Als im nächsten Jahr, wiederum bei der Versammlung der Goethe-Gesellschaft, Ottokar Lorenz dasaß und wir über diesen Vortrag sprachen, den er damals gehalten hatte, da fielen aus seiner tiefen Ehrlichkeit heraus die Worte: «Ja, was das betrifft – als ich damals über das Verhältnis Karl Augusts zur deutschen Politik sprach, da habe ich eben einen argen Bock geschossen!» So war er jederzeit bereit, sein Unrecht zuzugeben.

Außer mancherlei anderen Persönlichkeiten, die damals Eindruck machten auf den Jüngling, sei ein ausgezeichneter Mann erwähnt, der dann aber bald starb, bei dem der Jüngling an der Wiener Technischen Hochschule Kollegs hörte über «Geschichte der Physik». Es war *Edmund Reitlinger*, der auch mitgearbeitet hat an dem «Leben Keplers» und in ausgezeichneter Weise den Werdegang der Physik durch die Zeiten hindurch zur Darstellung bringen konnte.

Bedeutsame Anregungen gingen in mancherlei Beziehung von Karl Julius Schröer aus, der nicht nur durch die Vorträge wirkte, sondern auch dadurch, daß er die Einrichtung traf von «Übungen im mündlichen Vortrag und in schriftlicher Darstellung». Da mußten die Studenten vortragen, und da lernte man den ordentlichen Aufbau einer Rede. Dabei konnte man auch manches nachholen, was man früher nicht gelernt hatte in bezug auf Satzfügungen; kurz, man wurde gründlich unterwiesen im mündlichen Vortrage und in schriftlicher Darstellung. Und lebhaft kann ich zurückdenken an das, was damals der Jüngling, von dem hier gesprochen wird, vorgetragen hat. Der erste Vortrag war über die Bedeutung *Lessings*, besonders über den Laokoon; der



zweite über *Kant* und zwar vorzugsweise über das Problem der Freiheit. Dann hat er einen Vortrag gehalten über *Herbart* und besonders über die Ethik Herbarts; der vierte Vortrag, der damals probeweise gehalten wurde, handelte vom *Pessimismus*. Damals wurde nämlich durch einen Kommilitonen in diesem Kolleg über «mündlichen Vortrag und schriftliche Darstellung» eine Diskussion über *Schopenhauer* angeregt, und der Jüngling, von dem hier die Rede ist, sagte damals in der Debatte: «Ich schätze Schopenhauer außerordentlich, aber wenn das richtig ist, was sich als Fazit der Schopenhauerschen Anschauung ergibt, dann möchte ich lieber der Holzpfosten sein, auf dem mein Fuß jetzt steht, als ein lebendes Wesen.» So war seine Seelenstimmung; der Jüngling wollte sich verteidigen gegenüber einem enragierten Schopenhauerianer. Daß er ihn jetzt nicht mehr abwehren würde, geht wohl schon daraus hervor, daß er selbst eine Schopenhauer-Ausgabe veröffentlicht hat, worin er den Ansichten Schopenhauers gerecht zu werden versuchte.

Nun gab es damals auch an der Wiener Technischen Hochschule einen Studentenverein, und der Jüngling, von dem hier gesprochen wird, bekam in diesem Studentenverein das Amt eines Kassierers. Aber er beschäftigte sich mit der Kasse nur zu gewissen Zeiten, mehr beschäftigte er sich mit der Bibliothek; und zwar erstens, weil ihn die Philosophie interessierte, dann aber auch, weil er die Sehnsucht hatte, mit dem geistigen Leben weiter bekannt zu werden. Diese Sehnsucht war sehr groß geworden, aber es fehlten die Mittel, um Bücher zu kaufen, denn Geld gab es wenig. So kam es denn, daß er nach einiger Zeit der selbstverständliche Bibliothekar jenes Studentenvereins wurde. Und wenn man dann Bücher brauchte, so schrieb er im Auftrag des Studentenvereins einen sogenannten «Pumpbrief» an den Autor irgendeines Werkes, das man gern haben wollte, in welchem man ihm mitteilte, daß sich die Studenten außerordentlich freuen würden, wenn der Autor sein Buch schicken wollte. Und diese Pumpbriefe wurden gewöhnlich in außerordentlich lieber Art dadurch beantwortet, daß die Bücher kamen. Dazumal kamen tatsächlich die bedeutendsten Bücher, die auf dem Gebiete der Philosophie geschrieben worden sind, auf diese Weise in den Studentenverein herein und wurden gelesen – wenigstens von dem, der die Pumpbriefe geschrieben hatte. Dadurch konnte sich der Betreffende damals nicht nur bekannt machen mit der «Erkenntnistheorie» von *Johannes Volkelt* und den Arbeiten von *Richard Falckenberg*, sondern auch mit den Werken von *Helmholtz* und mit geschichtssystematischen Werken. Es schickten viele ihre Bücher; sogar *Kuno Fischer* hat einmal einen Band seiner «Geschichte der neueren Philosophie» gestiftet. Dann waren auf diese Weise hereingekommen in die Bibliothek die sämtlichen Werke von *Baron Hellenbach*, der gleich alle seine Werke schickte, nachdem ihm ein Pumpbrief geschrieben worden war. So war reichlich Gelegenheit, sich mit philosophischen, kulturwissenschaftlichen und auch literarhistorischen Werken bekannt zu machen. Aber auch auf anderen Gebieten konnte man seinen Blick in genügender Weise vertiefen.

Dann aber kam durch den persönlichen und immer intimer werdenden Verkehr mit Karl Julius Schröer, der nicht nur ein Kenner, sondern auch ein tief bedeutsamer Kommentator Goethes war, daß sich der Jüngling zu interessieren anfang für die Ideen Goethes und besonders für dessen Ideen über die Naturwissenschaften. Es gelang Schröer, nachdem die mannigfaltigsten Anstrengungen gemacht worden waren, gewisse physikalisch gehaltene Aufsätze des Jünglings über die «Farbenlehre» unterzubringen.

Es trat dann weiter die Möglichkeit an ihn heran, mitzuarbeiten an der großen Goethe-Ausgabe, die damals als die Ausgabe der «Kürschnerschen National-Literatur» durch *Joseph Kürschner* veranstaltet wurde, und die Bearbeitung der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes zugewiesen zu erhalten, wie auch den Auftrag, die Einleitung dazu zu schreiben. Als der erste Band der «*Naturwissenschaftlichen Schriften Goethes, mit Einleitungen von Rudolf Steiner*» erschienen war, hatte er das Bedürfnis, aus den Fundamenten heraus die denkerischen Quellen darzustellen, aus denen doch die ganze Anschauung folgte, die hier zum Verständnis Goethes dargelegt worden war. Daher schrieb er zwischen dem Erscheinen des ersten und des zweiten Bandes die «*Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung*».

Von vorher, aus dem Beginn der achtziger Jahre, kommen nur in Betracht einige Aufsätze: Einer, der veröffentlicht worden ist unter dem Titel «*Auf der Höhe*», einer über *Hermann Hettner*, einer über *Lessing* und einer über «*Parallelen zwischen Shakespeare und Goethe*». Das sind im Grunde genommen alle Aufsätze, die damals geschrieben wurden.

Bald kam Rudolf Steiner in eine umfangreiche Schriftstellerei hinein dadurch, daß er Mitarbeiter wurde an «Kürschners deutscher National-Literatur» und die Herausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes mit den ausführlichen Einleitungen zu besorgen hatte.

Hervorgehoben darf dabei noch werden, daß, wie ihm früher der Studentenverein eine Art Rückhalt war, es jetzt der Wiener «Goethe-Verein» wurde, dessen zweiter Vorsitzender Karl Julius Schröer war. Es war auch weiterhin ansehnlich für Rudolf Steiner, daß Schröer ihn einlud, nachdem die ersten Goethe-Bände erschienen waren, einen Vortrag zu halten vor einer solchen Versammlung, wie es die Mitglieder des Wiener «Goethe-Vereins» waren. Und da hielt Rudolf Steiner seinen Vortrag über «*Goethe als Vater einer neuen Ästhetik*».

Dazumal war der, dessen Lebensverhältnisse hier dargestellt werden sollen, nachdem er die Hochschulverhältnisse hinter sich hatte, Erzieher geworden. Er mußte ja schon von seinem vierzehnten Jahre ab immer Privatstunden geben, mußte andere Knaben unterrichten, mußte diesen Unterricht auch später fortsetzen, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und hatte, während er die Hochschule absolvierte, recht viele Schüler. Man kann sagen: er war glücklich, daß er recht viele Schüler hatte, denen er Nachhilfe erteilte oder die er auch ganz erzog. Das ging parallel mit dem Hineinkommen in die Goethe-Gesellschaft.

Dann wurde er Erzieher in einem Wiener Hause. Mit Bezug auf dieses Haus muß wieder gesagt werden, daß hier etwas hereinschien, was von den modernsten Verhältnissen ausstrahlte. Denn der Herr dieses Hauses, dessen Knaben von Rudolf Steiner zu erziehen waren, war einer der angesehensten Vertreter des zwischen Europa und Amerika spielenden Baumwollhandels, der einen ja am tiefsten hineinführen kann in die modernen kommerziellen Probleme. Er war ein entschieden liberaler Mann. Und die beiden Frauen, zwei Schwestern – es lebten in diesem Hause gleichsam zwei Familien innig zusammen –, waren ganz hervorragende Frauen, die das allertiefste Verständnis hatten auf der einen Seite für Kindererziehung und auf der anderen Seite für jenen Idealismus, der zum Ausdruck kam in Rudolf Steiners Einleitungen zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften und in der «Erkenntnistheorie». Nun wurde es möglich, sozusagen noch praktische Psychologie an der Erziehung einer Anzahl Knaben zu lernen. Praktische Psychologie auch dadurch, daß man in allen Fragen, welche die Erziehung betrafen, die Initiative entwickeln durfte, weil man einem so tiefen Verständnis gerade bei der Mutter dieser Knaben begegnen konnte. Das, was Rudolf Steiner da antrat, war ein Erzieheramt, das er durch Jahre hindurch zu führen hatte. Und zwar verlebte er diese Jahre so, daß er sich neben der Unterrichtstätigkeit, die er als Erzieher auszuüben hatte, auch beschäftigen konnte mit der Ausarbeitung seiner Schrift zur Einführung in Goethes naturwissenschaftliche Werke.

Bis zu dieser Zeit hatte also Rudolf Steiner eine Realschule hinter sich, hatte hinter sich die Zeit der Wiener Technischen Hochschule und lebte nun als Erzieher von Knaben, die selbst Realschüler waren, von denen nur der eine Gymnasiast war. Weil der eine das Gymnasium besuchte, war Rudolf Steiner jetzt in die Notwendigkeit versetzt, das Gymnasium nachzuholen. So daß er aus dieser Notwendigkeit heraus, nachdem er sein zwanzigstes, einundzwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, mit dem Buben das Gymnasium nachlernen konnte, und nur das hat ihn dann in den Stand gesetzt, sich später das Doktorat zu erwerben.

Es liegen also die Sachen so, daß Rudolf Steiner vor dem zwanzigsten Jahre mit nichts zu tun hatte als mit einer Realschule, die in Österreich nie eine Vorbereitung für den geistlichen Beruf gibt, sondern geradezu davon fernhält. Dann hat er durchgemacht eine technische Hochschule, die auch nicht zum geistlichen Beruf befähigt, denn da wurde Chemie, Physik, Zoologie, Botanik, Mechanik, was sich auf Maschinenbau bezieht, Geologie usw. getrieben, auch neuere Geometrie, so die «Geometrie der Lage». Dem ging parallel während der Hochschulzeit die Vertiefung in die verschiedensten philosophischen Werke, dann mit dem Intimerwerden mit Schröer das Herantreten an die Goethe-Ausgaben, und dann kam, was man «Berufliches» nennen kann: die Erzieher-tätigkeit, die – weil man psychologischen Blick entwickeln mußte, da die Verhältnisse wegen Abnormität bei dem einen Knaben schwere waren – «praktische

Psychologie» sein konnte. Diese Zeit verlief also wirklich nicht, wie andere Leute wissen wollen, im Jesuitenstift zu Kalksburg – jetzt wird schon wieder ein anderer Ort genannt –, sondern die Zeit verlief in der Erzieher Tätigkeit in einem Wiener jüdischen Hause, wo der Betreffende ganz gewiß nicht die geringste Anleitung hatte, um eine jesuitische Tätigkeit zu entwickeln. Denn das Verständnis, das die beiden Frauen entwickelten an dem damaligen Idealismus oder an den Erziehungsmaximen für die Kinder, war gar nicht geeignet, den Jesuitismus nahekommen zu lassen.

Etwas nur war da, was sozusagen wie ein Schatten aus der Welt des Jesuitismus hereinschaute. Und das kam so. Es machte Schröer die Bekanntschaft der österreichischen Dichterin *Marie Eugenie delle Grazie*, die in dem Hause eines katholischen Priesters lebte, des *Laurenz Müllner*, der später dann zur philosophischen Fakultät überging. Und man braucht nur die Schriften von Marie Eugenie delle Grazie zu lesen und wird gleich sehen, daß Müllner keineswegs die Absicht hatte, sie unter jesuitischen Einfluß zu bringen. Aber man kam da auch mit allerlei Universitätsprofessoren zusammen. Darunter war einer, der grundgelehrt war in der Semitologie, den semitischen Sprachen, und der ein tiefer Kenner des Alten Testaments war [*Wilhelm Neumann*]. Er war ein grundgelehrter Herr, von dem man sagte, daß er «die ganze Welt und noch drei Dörfer darüber» kenne. Aber die Gespräche, die ich mit ihm führte und die mir bedeutsam waren, das waren die, welche sich auf das Christentum bezogen. Was damals von diesem Gelehrten über das Christentum gesprochen wurde, bezog sich einmal auf die Frage der «*Conceptio immaculata*», der unbefleckten Empfängnis. Ich versuchte ihm zu beweisen, daß eine völlige Inkonsequenz in diesem Dogma vorhanden ist, bei dem es sich ja nicht nur handelt um die unbefleckte Empfängnis der Maria, sondern auch um die der Mutter der Maria, der heiligen Anna; da müsse man ja dann immer weiter hinaufgehen. Nun war er aber einer jener Theologen, dem der «Theologe» so gar nicht im Nacken saß, ein durchaus freisinniger Theologe, und er fügte hinzu: «Das können wir nun nicht tun; denn da kämen wir nach und nach beim Davidl an, und da würde die Sache schlimm werden.»

In diesem Tone bewegten sich überhaupt die Gespräche in dem Hause des Professors Müllner beim «*Jour*» von delle Grazie. Müllner war ein sarkastischer Geist, und auch die Professoren waren freisinnige Männer. Was von der anderen Seite hereinleuchtete, kam eigentlich nur von einem Mann, der etwas von jesuitischem Geist hatte, der nachher dann ein tragisches Ende genommen hat. Bei einem Schiffbruch in der Adria ertrank er. Dieser Mann war ein Kirchenhistoriker der Wiener Universität. Er sprach wenig, aber was er sprach, war nicht geeignet, das andere Element günstig zu vertreten. Denn es war über ihn das Gerücht im Umlauf, daß er des Abends, wenn es finster geworden war, aus Furcht nicht mehr auf die Straße gehe, weil dann die Freimaurer umgingen. Der konnte also nicht ein besonderes Interesse für den Jesuitismus erwecken, einmal, weil

er kein guter Kirchenhistoriker war, und dann auch wegen solchen Geredes. Vor der Dämmerung verschwand er auch tatsächlich immer.

Es bot sich damals auch Gelegenheit, etwas gründlicher in die österreichischen politischen Verhältnisse hineinzukommen, und dies geschah dadurch, daß die von *Heinrich Friedjung* begründete «Deutsche Wochenschrift» von mir redigiert werden konnte. Diese vertrat einen entschieden liberalen Standpunkt in bezug auf die österreichischen Verhältnisse, den jeder studieren kann, wenn er sich bekannt macht mit dem, was bei Friedjung vorhanden war. Diese Zeit brachte Rudolf Steiner auch mit den übrigen politischen Verhältnissen und Persönlichkeiten in Berührung. Jene redaktionelle Tätigkeit fiel zwar sehr kurz aus, aber sie fiel in eine sehr wichtige Zeit: nachdem der Battenberger aus Bulgarien vertrieben war und der neue Fürst von Bulgarien sein Amt angetreten hatte. Damit war die Signatur dafür gegeben, wie man sich ein zutreffendes Bild von den kulturpolitischen Verhältnissen zu machen hatte.

Nun erschien in jener Zeit ein Werk, das ganz bedeutsam ist, wenn es auch von manchen für einseitig gehalten werden mag, nämlich der «Homunkulus» von *Robert Hamerling*. Besonders bedeutsam für den, dessen Lebensverhältnisse hier geschildert werden sollen, war der «Homunkulus» noch deshalb, weil Rudolf Steiner schon früher mit Hamerling bekannt geworden war. Denn obwohl Rudolf Steiner in Kraljevec geboren wurde, stammte seine Familie doch aus Niederösterreich und zwar aus dem sogenannten «Bandlkramerlandl», wo man die Leute mit dem Bündel auf dem Rücken die dort verfertigten Bänder herumtragen sieht. Dorther stammte die Familie. Und wie es so ist, werden die Familien in solchen Berufsverhältnissen überallhin verschlagen, und der Knabe kam nie zurück nach Niederösterreich. Aber er war doch in einer gewissen Beziehung dadurch herstammend aus demselben «Bandlkramerlandl», woher auch Hamerling stammt.

Man hat ja Hamerling nicht besonderes Verständnis entgegengebracht. Aber bei ihm könnte man sagen, daß er, wenn auch nicht eine jesuitische, so doch eine Klostererziehung genossen hat. Nicht aber ist das der Fall bei dem, der hier vor Ihnen steht. Anerkannt hat man ja Robert Hamerling auch nicht, denn als er später einmal seine Heimat wieder besuchte und in dem dortigen Gasthof zu dem Wirt sagte, er sei Hamerling, da hat ihm dieser entgegnet: «Nun Sie . . . Sie Hamerling, Sie Schwammerling. . .»

Es war Veranlassung genommen worden, die «Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung» an Hamerling zu senden. Wie sie Hamerling aufgenommen hat, das kann einem Urteil entnommen werden aus der «Atomistik des Willens», wo sie gerade in einem wichtigsten Kapitel – in dem Kapitel über die Natur der mathematischen Urteile – in einer, wie mir auch heute erscheint, völlig originellen Weise verwendet worden ist. Es fand – wenn auch nicht besonders lange – doch ein Briefwechsel mit Robert Hamerling statt, der für Rudolf Steiner in gewisser Beziehung wichtig war, weil er nach einem Briefe, den er an

Hamerling geschrieben hatte, von diesem feinen Stilisten gesagt bekam, daß er einen außerordentlich sympathischen, schönen Stil schreibe, daß er ein gewisses Talent habe, mit Kraft das darzustellen, was er darstellen wolle. Das war außerordentlich wichtig für Rudolf Steiner, weil er sich doch in diesen Jahren noch nicht viel zutraute, sich jetzt aber in bezug auf diese Frage des Stils in der Darstellung durch Robert Hamerling mehr zutraute als vorher. Es mußte ja notwendigerweise vorher erwähnt werden, daß der Knabe bis zum dreizehnten, vierzehnten Jahre grammatikalisch und orthographisch recht wenig richtig hat schreiben können und daß ihm nur der Inhalt seiner Aufsätze über die Fehler in der Grammatik und Orthographie hinweggeholfen hat.

Als nun die Goethe-Ausgabe [*Kürschner*] sich ihrem Abschluß nahte und als Rudolf Steiner im Unterricht mit seinen zu erziehenden Buben die humanistisch-antike Kultur nachholend sich angeeignet hatte, kam die Zeit, wo er promovieren konnte. Er hatte auch noch einen wirklich künstlerisch-architektonischen Blick gewinnen können durch den Umstand, daß damals in Wien die großen Architekten lebten, mit denen er auch dadurch Beziehungen hatte, daß er an der Wiener Hochschule mit ihnen persönlich bekannt wurde. Es sei nur erwähnt, daß damals in Wien die Votivkirche, das Rathaus, das Parlamentsgebäude und anderes gebaut wurde. Dadurch konnte man vieles in sich anregen von Zusammenhängen mit der Kunst. In jenen Zeiten gab es auch – worauf auch hingewiesen werden darf – heftige Debatten mit den enragierten Wagner-Anhängern, denn der, von dem hier die Rede ist, konnte und mußte sich nur mit aller Mühe durchringen zur Anerkennung Richard Wagners, zu einer Anerkennung, die ja von anderen Darstellungen her bekannt ist.

Es spielt auch in jene Zeit noch hinein die Bekanntschaft mit einer geistigen Strömung, die eigentlich, trotzdem sie schon früher begonnen hat, in Europa doch damals erst auftauchte. Es ist die Bekanntschaft mit dem, was *H. P. Blavatsky* als theosophische Richtung verbreitet hat. Und der, von dem hier die Rede ist, darf darauf hinweisen, daß er wohl einer der ersten Käufer des «Esoterischen Buddhismus» von *A. P. Sinnet* wie auch des Buches von *Mabel Collins* «Licht auf den Weg» war. Einer bekannten Dame, die damals sehr schwer krank war, brachte er dieses Buch gleich nach seinem Erscheinen ans Krankenbett und gab ihr mancherlei Anleitung, um dieses Buch von ihrem Standpunkte aus zu verstehen. Auch einem Manne brachte er es, der von ihm für das österreichische Offiziersexamen in Integralrechnung und Mathematik vorbereitet werden mußte. Er wohnte im Hause der Familie, wo die sehr schwerkranke Dame war.

Damals traten mir auch die Wiener Vertreter der theosophischen Bewegung nahe. Mit allem, was sich in dieser Zeit um den vor kurzem verstorbenen *Franz Hartmann* gruppierte, und auch mit anderen Theosophen kam der, von dem hier die Rede ist, in einen recht freundschaftlichen und intimen Verkehr. Das war in den Jahren 1884–1885, als die theosophische Bewegung überhaupt erst anfang, bekannt zu werden. Nur war es dazumal dem, von dem hier gesprochen

wird, nicht möglich, sich dieser Bewegung anzuschließen, trotzdem er sie sehr genau kannte, weil das ganze Gebaren und das ganze Gehabe der Leute, das gewissermaßen Unechte – das soll hier nur als *Terminus technicus* gebraucht werden – doch nicht vereinbar war mit dem, was sich doch schließlich bei dem hier Geschilderten herausgebildet hatte an einer im Sinnenleben verankerten wissenschaftlichen Exaktheit, Genauigkeit und Echtheit. Das soll nicht ein Selbstlob sein, sondern ich will es mehr dem zuschreiben, was sich als Resultat aus der Gelehrsamkeit unserer Zeit ergibt. Was man auch sonst gegen diese Gelehrsamkeit einzuwenden hat, das kann nicht eingewendet werden, daß nicht die größte, geschärfte Logik gerade aus ihr hervorkommen könnte.

So kam es, daß der, von dem hier die Rede ist, persönlich wertvolle Menschen innerhalb des theosophischen Kreises kennenlernte, so zum Beispiel *Rosa Mayreder*, die sich später ganz abwendete von der theosophischen Richtung. Er lernte dort auch äußerlich historisch die ganze Richtung genau kennen, aber er konnte nichts damit zu tun haben und kam erst dazu, praktisch sozusagen, das, was er zu sagen hatte, auch theosophisch anzuwenden, als er veranlaßt war, sich zu vertiefen in Goethes «Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie». Um dieses Märchen zu kommentieren, betätigte er sich zuerst praktisch mit dem, was seit der erwähnten ersten okkulten Erscheinung immer in seiner Seele gelebt hatte. Das war im Jahre 1888, nachdem er vorher gründlich die theosophische Bewegung kennengelernt hatte, aber sich ihr äußerlich nicht hatte anschließen können, obgleich er wertvolle Menschen dort kennengelernt hatte.

Eines tiefen Eindruckes soll noch gedacht werden, eines Eindruckes bei einer Kunstausstellung in Wien, wo im Jahre 1888 von dem, dessen Leben hier dargestellt wird, zum ersten Male Werke von *Böcklin* gesehen wurden, nämlich «*Pietà*», «*Im Spiel der Wellen*», «*Frühlingsstimmung*» und die «*Quellnymphe*». Das waren Werke, die ihm einen Anlaß gaben, sich dann auch bleibend mit den Ideen über Malerei zu beschäftigen, weil er selbstverständlich der Sache auf den Grund kommen wollte – ähnlich wie es auch mit Richard Wagner war, wo der Ausgangspunkt die erwähnten Debatten waren –, um sich dann auch auf dieses Gebiet der Kunst ganz besonders einzulassen, was in Weimar später seinen Fortgang fand.

Nachdem der zu Schildernde so weit war, ergab sich, daß an einzelne Gelehrte die Mitarbeiterschaft an der großen Weimarschen Goethe-Ausgabe verteilt wurde. Bei denjenigen, die dazumal im Auftrage der *Großherzogin Sophie von Weimar* die einzelnen Arbeiten zu verteilen hatten, stellte sich die Idee heraus, ihm zuerst bloß die Goethesche «*Farbenlehre*» zu übertragen. Später aber, als Rudolf Steiner nach Weimar kam, um dort die «*Farbenlehre*» zu bearbeiten, wurde ihm dann auch – besonders dadurch, daß er in ein herzliches und inniges Verhältnis zu dem so tragisch geendeten *Bernhard Suphan* kam – gerade die Ausarbeitung der naturwissenschaftlichen Werke Goethes übergeben. So begann jene Weimarsche Zeit, in der von dem Darzustellenden eine naturwissen-

schaftlich-philologische Tätigkeit entwickelt worden ist. Auf die eigentliche philologische Tätigkeit ist aber der Betreffende nie besonders stolz gewesen, er könnte selbst viele Fehler in dieser Beziehung nachweisen und will manches, was ihm als Schnitzer passiert ist, nicht beschönigen.

Nachdem nun Rudolf Steiner in das alte Goethe-Schiller-Archiv eingezogen war – es war noch im Schloß untergebracht –, machte er andere, wichtige Erfahrungen. Es kamen immer wieder in- und ausländische Gelehrte, auch von Amerika herüber, so daß dieses Goethe-Schiller-Archiv ein Sammelpunkt für die mannigfaltigste Gelehrsamkeit wurde. Weiter war die Möglichkeit gegeben, das Entstehen einer wunderbar idealen Anstalt zu sehen; denn es war die Zeit, wo das neue Goethe-Schiller-Archiv jenseits der Ilm gebaut wurde. Zugleich war einzigartige Gelegenheit da, sich einzuleben in alte Erinnerungen, die sich noch an die Goethe-Schiller-Zeit knüpften. Und es war auch, weil Weimar wirklich der Sammelpunkt von mancherlei künstlerischen Interessen war – auch *Richard Strauß* nahm dort seinen Anfang –, Gelegenheit, mit den verschiedensten künstlerischen Interessen ganz zusammenzuwachsen.

Nachdem das «Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie» durch Rudolf Steiner interpretiert war, trat intensive Arbeit an Goethe stark in den Vordergrund des Interesses. Doch neben der Vertiefung in Goethe arbeitete er damals auch die «*Philosophie der Freiheit*» aus; die Abhandlung über «*Wahrheit und Wissenschaft*» brachte er bereits nach Weimar mit. Einige Male fuhr er noch nach Wien, einmal, um dort im Goethe-Verein einen Vortrag zu halten über das «Märchen von der grünen Schlange und der schönen Lilie»; ein zweites Mal, um in einem wissenschaftlichen Klub einen Vortrag zu halten über die Beziehungen des Monismus zu einer spirituelleren, realeren Richtung. Das war 1893. Das Referat ist zu lesen in den «Monatsblättern des Wissenschaftlichen Clubs in Wien». Rudolf Steiner behandelte in diesem Vortrag in einer ausführlichen Weise das Verhältnis der Philosophie zur Naturwissenschaft. Der Vortrag klang dann aus in eine deutliche Schilderung seines Verhältnisses zu *Ernst Haeckel* und hob alles hervor, was Steiner Ablehnendes über Haeckel zu sagen hatte.

Es ist nun die Zeit schon weit vorgerückt, so daß es nicht möglich ist, über das Folgende ebenso ausführlich zu sprechen wie über das Vorangegangene. Es ist das auch nicht nötig. Aber Sie könnten, wenn Sie noch viel mehr durchforschen, was sich bis zur Weimarer Zeit zugetragen hat, und den Verhältnissen nachgehen würden – abgesehen davon, daß die Dinge genugsam für sich sprechen –, überall die deutlichsten Beweise dafür finden, was es für eine tolle Verkehrung der Wahrheit ist, wenn jene sonderbare Beschuldigung erhoben worden ist, die jetzt auch wieder von der Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft bei einem besonderen Anlaß vorgebracht worden ist, ich sei «von den Jesuiten erzogen» worden. Es wurde mir eben ein Heft der «*Stimmen aus Maria-Laach*» überreicht, die bekanntlich von Jesuiten herausgegeben werden, worin



sich die Besprechung eines Buches findet, das über Theosophie handelt, und die einen merkwürdigen Satz enthält. Es ist nämlich ein Buch erschienen, das sich gegen Theosophie wendet, von einem jesuitischen Pater verfaßt. Am Ende der Besprechung heißt es: «Der erste Teil beschäftigt sich mit der Bewegung im allgemeinen, ihrem Esoterismus und falschen Mystizismus. Der zweite Teil geht ins einzelne, widerlegt die theosophischen Träumereien über Christus. . . Die Werke, auf die sich der Kritiker zumeist bezieht, sind Rudolf Steiners, des (dem Vernehmen nach) abgefallenen Priesters und jetzigen Generalsekretärs der deutschen Sektion der Theosophischen Gesellschaft, «Christentum als mystische Tatsache» und Mrs. Besants, der Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft (Hauptquartier Adyar), «Esoterisches Christentum»; beide Bücher sind bereits ins Italienische übersetzt.»

Daß Rudolf Steiner ein «abgefallener Priester» sei, das steht also sogar in der jesuitischen Zeitschrift selbst, in den «Stimmen aus Maria-Laach», so daß die Jesuiten die Ehre der Verbreitung dieser Behauptung für sich selbst in Anspruch nehmen können. Wie aber Alter nicht vor Torheit schützt, so schützt auch der Jesuitismus niemanden davor, eine objektive Unwahrheit ungerechterweise zur Behauptung zu erheben. Und wenn eine solche Verdrehung der Tatsachen sogar von den Jesuiten selbst verbreitet wird, so sollte das für Mrs. Besant erst recht ein Grund sein – könnte man meinen –, um demgegenüber mißtrauisch zu sein. Aber Mrs. Besant führt diese Dinge noch weiter aus, und sie werden weitergetragen. Ich mußte sogar einmal, als ich in Graz war, vom Podium aus diesen Dingen selbst entgegentreten. Es wird ja auch behauptet, ich hätte in Kalksburg, in der Nähe von Wien, eine jesuitische Erziehung erhalten. Das Stift Kalksburg habe ich niemals gesehen, trotzdem meine Angehörigen nur drei bis vier Stunden davon entfernt waren. Und den anderen Ort – Bojkowitz –, der in gleichem Zusammenhang genannt wird, habe ich überhaupt erst in diesen Tagen dem Namen nach kennengelernt.

Alle diese Einzelheiten, die Ihnen zu erzählen ich als eine Art Zumutung betrachte, werden Ihnen wohl die Erklärung dafür geben, wie recht man hat, wenn man die Zeit bedauert, die man auf Zurückweisung solcher törichter Vorwürfe zu verschwenden hat. Daher wurde auch nicht viel Aufhebens gemacht mit dem Vorwurf. Wenn aber dieser Vorwurf jetzt erhoben wird von seiten der Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft, so liegt doch die Notwendigkeit vor, gegenüber jener Behauptung den tatsächlichen Verlauf meiner Jugenderziehung ins Feld zu führen, zu schildern, wie sie wirklich verlaufen ist, nämlich als eine Art von Selbsterziehung.

Alles, was ich Ihnen erzählt habe – von dem Knaben, von dem Jüngling und von dem späteren Mann Rudolf Steiner –, kann dokumentarisch belegt werden, und die Tatsachen werden in jeder Einzelheit das ganz Törichte und Unsinnige jener aufgestellten Behauptungen erweisen. Über ihre moralische Bewertung brauchen wir uns nicht zu ergen. Was gesagt ist und was über das Spätere

noch gesagt werden kann, das sind Tatsachen, das kann jederzeit nachgeprüft werden, dafür kann eingetreten werden. Aber die Frage kann erhoben werden: Mit welchem Recht und von welchen Quellen aus spricht Mrs. Besant von dem, was sie über meine «Jugenderziehung» sagt, von der ich mich «genügend frei zu machen nicht fähig gewesen sei»? Und mit welchem Recht und von welchen Quellen aus werden ihre Anhänger vielleicht – da sie sich um die Einwände, die hier gemacht werden, nicht kümmern – diese Dinge weiter behaupten? Vielleicht werden sogar einige Menschen darauf kommen, zu sagen: Aber Mrs. Besant ist hellsehtig und hat daher vielleicht alles gesehen, was sie in die grandiosen Worte zusammenfaßt: «Er hat sich von seiner Jugenderziehung nicht genügend frei zu machen vermocht.» – Da wäre es wohl besser, das einmal zu korrigieren, was von Mrs. Besants Hellsehertum stammt, und dieses Hellsehertum gerade an einem solchen Faktor zu prüfen. Es gibt keinen anderen Weg, um gegen jenes «Hellsehertum» aufzutreten, als die Tatsachen anzuführen. Und ich mußte diejenigen, die zu uns stehen wollen am Ausgangspunkt unserer anthroposophischen Bewegung, schon einmal an diesem Ausgangspunkt damit langweilen, daß ich sie vor die Alternative stellte: entweder die Tatsachen sich anzusehen, die alle im einzelnen belegt werden können und denen nachgegangen werden kann, oder die nicht weiter zu charakterisierenden Bemerkungen hinzunehmen, die Mrs. Besant bei der letzten Adyar-Versammlung der Theosophischen Gesellschaft – wahrscheinlich nach den Stimmen ihrer Anhänger aus ihrem Hellsehertum heraus – gemacht hat.

### *Nachbemerkung zu den geschichtlichen Vorbedingungen des Vortrages*

Der Vortrag, gehalten im Rahmen der 1. Generalversammlung der neubegründeten «Anthroposophischen Gesellschaft» wurde durch folgende Vorgänge veranlaßt: Annie Besant (London 1847–1933 Adyar, Indien), seit 1907 Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft, hatte im Dezember 1912 bei der Generalversammlung der Theosophischen Gesellschaft in Adyar über Rudolf Steiner das Folgende geäußert: «The German General-Secretary, educated by the Jesuits, has not been able to shake himself sufficiently clear of that fatal influence to allow liberty of opinion within his Section.» («Der Generalsekretär der deutschen Sektion, der von den Jesuiten erzogen wurde, war nicht fähig, sich von diesem verhängnisvollen Einfluß genügend freizumachen, um Meinungsfreiheit innerhalb seiner Sektion walten zu lassen.») Siehe «The Theosophist», London, Februar 1913.

Im gleichen Jahr hatte der Jesuit Otto Zimmermann in den «Stimmen aus Maria-Laach» (Freiburg i. Br. 1912, 6. Heft) Rudolf Steiner als einen «(dem Vernehmen nach) abgefallenen Priester» bezeichnet, (in der Besprechung des Buches: Giovanni Busnelli S. J., «Manuale di Teosofia. Parte seconda: Teosofia e cristianesimo», 2. Aufl., Rom 1911. Busnelli spricht dort von einem «ehemals katholischen Priester.»)

Ebenfalls 1912 ging in München das Gerücht um, Rudolf Steiner sei in früheren Jahren in dem

mährischen Jesuitenstift Bojkowitz gesehen worden, auch Kalksburg bei Wien wurde in diesem Zusammenhang genannt.

In der Ansprache an die Mitglieder der Deutschen Sektion am 2. Februar 1913, also zwei Tage vor dem Vortrag, sagte Rudolf Steiner: «Wahr ist, daß Mrs. Besant den Jesuitenvorwurf offiziell ausgesprochen hat. Unwahrer kann kaum ein Vorwurf ausgesprochen werden, der doch geeignet ist, in Deutschland und auch in anderen Gegenden eine Rolle zu spielen, wenn man uns verdächtigen will. Weil das so ist und sich hier wirklich Sachliches mit Persönlichem verknüpft, so frage ich jetzt bei Ihnen um etwas an... Ich frage Sie, ob Sie anhören wollen in den nächsten Tagen ein kurze Skizze, einen kurzen Auszug meines Lebensweges? Ich kann Ihnen nicht auf eine andere Weise den Beweis liefern, wie töricht und unwahr eine solche Behauptung von Mrs. Besant ist... Es genügt kein Ausdruck, um das zu charakterisieren, was geschehen ist. Es ist ja unerhört, daß ich zu dem Mittel greifen muß, meinen Lebensweg zu beschreiben. Ich hoffe, daß der Vortrag nachgeschrieben wird, damit er dann als Broschüre erscheinen kann»; siehe «Mitteilungen für die Mitglieder der Anthroposophischen Gesellschaft (Theosoph. Ges.)», Köln 1913, Nr. I/1. Teil, S. 11f. – Infolge der übermäßigen Inanspruchnahme Rudolf Steiners kam es damals nicht zur Drucklegung der Broschüre. Wohl veranlaßt durch die von Rudolf Steiner im Vortrag gestellte Frage nach den «Quellen» Annie Besants zu ihrer Behauptung und durch Rudolf Steiners energischen Protest hat alsbald Annie Besant in «The Theosophist», London 1913 (April) – vgl. Eugène Lévy, «Mrs. Annie Besant und die Krisis in der Theosophischen Gesellschaft», Berlin 1913, S. 23 – als Quellen für ihre Behauptung genannt: Dr. Franz Hartmann, Paul Zillmann und Dr. Ferdinand Maack. Ersterer hatte schon 1909 den Jesuitenverdacht zu Mrs. Besant – und vorher auch über diese selbst – geäußert, was von Mrs. Besant als Lächerlichkeit Dr. Steiner berichtet wurde (vgl. Lévy s. o., S. 23f.). – Zillmann, der Herausgeber der «Neuen Metaphysischen Rundschau», Berlin, hatte 1912 (Band XIX, Heft 5) in seinem Artikel «Die Jesuiten und der Okkultismus» von jesuitischer Herkunft Rudolf Steiners geschrieben unter Berufung auf Otto Zimmermann und Ferdinand Maack «Zweimal gestorben!», Leipzig 1912. Maack aber beruft sich in seiner Schrift ebenfalls auf Zimmermann und erklärt auf Grund dessen Wort vom «abgefallenen Priester» die jesuitische Herkunft Steiners für «festgestellt». Otto Zimmermann S. J. hat 1918 sowohl die Behauptung Besants («Jesuitenzögling») wie sein von Busnelli S. J. übernommenes Zitat («abgefallener Priester») ausdrücklich mit der allerdings sehr oberflächlichen Wendung: «Was sich nicht aufrecht erhalten ließ», selbst ad absurdum geführt (siehe «Stimmen der Zeit», Freiburg i. Br. 1918, 95. Band, 48. Jahrg., 10. Heft, Juli, S. 331).

### *Hinweise*

#### *Frühere Veröffentlichungen des Vortrages:*

Einige Seiten über die Kindheit im «Nachrichtenblatt», Dornach 10. Mai 1925, 2. Jg., Nr. 19, unter dem Titel «Ein Jugenderlebnis Rudolf Steiners».

Vollständig im «Nachrichtenblatt», Dornach 1946, 23. Jg., Nr. 13–19, unter dem Titel «Selbsterziehung. Dr. Steiners Kindheits- und Jugendjahre bis zur Weimarer Zeit».

In: Rudolf Steiner, «Briefe», 1. Band, Dornach 1948, 2. Aufl. 1955, unter dem Titel «Skizze eines Lebensabrisses (1861–1893)».

*Textunterlagen:* Die Fassung für das «Nachrichtenblatt» von 1946 wurde von Marie Steiner redigiert aufgrund von zwei verschiedenen stenographischen Vortragsnachschriften, wovon die eine vermutlich von Walter Vege-lahn stammt, die Herkunft der andern dagegen unbekannt ist. Von diesen Nachschriften liegen nur die langschriftlichen Übertragungen vor, nicht aber die Originalstenogramme. Die Fassung von 1946 liegt auch – mit geringfügigen redaktionellen Änderungen – der Buchveröffentlichung von 1948, herausgegeben von Edwin Froböse und Werner Teichert, zugrunde. Für die hier vorliegende Publikation konnten zwei weitere

stenographische Nachschriften berücksichtigt werden, beide im Originalstenogramm vorliegend; die eine stammt von Franz Seiler, die andere von Berta Reebstein-Lehmann. Dadurch ergaben sich einige Änderungen und Ergänzungen. Im übrigen entspricht diese Wiedergabe der Fassung von 1948.

*Michel Schweizer*

*Werke Rudolf Steiners* innerhalb der Gesamtausgabe (GA) werden in den Hinweisen mit der Bibliographie-Nummer angegeben.

*Grundlegende Schriften Rudolf Steiners zu seiner Biographie: «Mein Lebensgang»*, Dornach 1923–25, GA Bibl.-Nr. 28. *Briefe*, Bd. 1 (1881–1891) und Bd. 2 (1892–1902), Dornach 1955 und 1953; 2. erweiterte Auflage: Bd. 1 (1881–1890) und Bd. 2 (1891–1924), GA Bibl.-Nr. 38 und 39. Diese Bände enthalten ein Personenregister, auf Querverweise konnte deshalb hier verzichtet werden.

Einem großen Teil der Hinweise liegen die Nachforschungen von Carlo Septimus Picht (1887–1954) zugrunde. Die im Text des Vortrages in eckige Klammern kursiv gesetzten Personen- und Ortsnamen wurden von den Herausgebern hinzugefügt.

zu Seite

2 *Kraljevec* (auf deutsch «Königsdorf»), an der Bahnlinie Preßburg – Ödenburg – Nagy-Kanizsa – Pettau, auf der sogenannten «Mur-Insel», der Landzunge, die durch den Zusammenfluß von Mur und Drau gebildet wird, im heutigen Jugoslawien (siehe Karte).

*Mödling*, ca. 10 km südwestlich Wien, an der Bahnlinie Wien – Baden – Wiener Neustadt (siehe Karte).

*Pottschach*, an der Semmeringbahn, zwischen Wiener Neustadt und dem Semmering (siehe Karte).

3 *Sein Vater*: Johann Steiner, Geras 23. Juni 1829 – 22. Januar 1910 Horn, heiratete am 16. Mai 1860 Franziska, geb. Blic, Horn 8. Mai 1834 – 24. Dezember 1918 Horn. Beide Orte liegen im sogenannten «Waldviertel» in Niederösterreich (siehe Karte). Vgl. auch den Hinweis zu S. 25, «Bändlkramerlandl».

*Die Semmeringbahn*, erbaut 1848–54, war die erste unter den großen Gebirgsbahnen Europas.

*Wiener Hochquellenwasserleitung*: Sie führte der Stadt Wien das Quellwasser aus dem Gebiet des Schneebergs zu (siehe Karte).

4 *Es gab in dem Orte ... einen Pfarrer*: Der Pfarrer von Pottschach hieß Ignatz Artner.

*im Nachbarorte einen andern Pfarrer*: P. Robert Andersky, Ord. Cist., Pfarrer von St. Valentin.

5 *Neudörfel* wurde im Jahre 1641 gegründet. Sein Name entstand aus dem Streit der Wiener Neustädter gegen das «neue Dörfel», ungarisch: Lajta-Szent-Miklós (siehe Karte).

«*Staberl*»: Eine Figur der Wiener Lokalposse, die einen Wiener Bürger (Parapluiemacher) darstellt, der sich in fremdartigen Verhältnissen zwar ungelentk benimmt, aber durch Mutterwitz sich immer zu helfen weiß. Sie wurde erfunden von dem Wiener Lustspiel- und Romandichter Adolf Bäuerle (1784–1859) in dessen Stück «Die Berliner in Wien» (1813). – Das erwähnte Ziehbilderbuch konnte bisher nicht festgestellt werden.

6 *wer so etwas in seiner frühen Kindheit erlebt*: Das Erlebnis mit der verstorbenen Verwandten dürfte in das letzte Pottschacher Jahr (1868) fallen, und es dürften sich daran die Natureindrücke knüpfen, die sich in der Märchendichtung «Das Quellenwunder» in Rudolf Steiners szenischem Lebensbild «Die Prüfung der Seele» spiegeln; in GA Bibl.-Nr. 14.

7 *Der ausgezeichnete Lehrer dieser Bauernschule*: Heinrich Gangl, Hilfslehrer.

*Stephan Graf von Széchenyi*, Wien 1792–1860 Döbling bei Wien, ungarischer Staatsmann mit dem Beinamen «der größte Ungar» und als solcher allgemein verehrt.

*In jenem Orte lebte ... auch ein Pfarrer*: Franz Maráz, 1860–73 Pfarrer von Neudörfel, dann Domherr in Ödenburg, wo er große Würden bekleidete.

8 *Was mißverstanden worden ist*: Edouard Schuré hatte in seinem Vorwort zur französischen Übersetzung von Rudolf Steiners Buch «Das Christentum als mystische Tatsache» (Paris 1908, GA Bibl.-Nr. 8) etwas

überschwänglich, in biographischen Angaben über Rudolf Steiner, geschrieben: «La poésie du culte, la profondeur des symboles l'attirait mystérieusement...», was eben ein Mißverständnis Schurés war, das alsbald von gegnerischer Seite mit den Worten, Rudolf Steiner habe «als Chorknabe beim Altardienst tiefe religiöse Eindrücke empfangen», zur Anspielung auf die angebliche jesuitische Erziehung mißbraucht wurde (siehe Hans Freimark, «Geheimlehre und Geheimwissenschaft», Leipzig 1913, S. 84f.).

8 *Freimaurerloge*: sie war 1871 eingeweiht worden als Johannes-Loge «Humanitas» (siehe «Einweihung der Loge Humanitas in Neudörfel» in «Hajnal» 1871/72, S. 273ff.).

9 *Franz Močnik*, Ritter von, geb. Kirchheim/Görz 1814. Von den verschiedenen Lehrbüchern für Geometrie dieses Autors kommen in Frage: «Lehrbuch der Geometrie. Mit 265 in den Text eingedruckten Holzschnitten», Wien 1856. – «Anfangsgründe der Geometrie in Verbindung mit dem Zeichnen. Für Unterrealschulen. Mit 223 in den Text gedruckten Holzschnitten», 12. umgearbeitete Auflage, Prag 1867.

10 *Wiener Neustadt*: Bedeutendes Industriezentrum (siehe Karte).

*zu Fuß nach Hause zu kommen*: Bei diesen Fußmärschen ging die um  $2\frac{3}{4}$  Jahre jüngere Schwester Rudolf Steiners, Leopoldine, oft ihrem Bruder entgegen, um, wie sie erzählte, ihm die schwere Büchermappe tragen zu helfen, in der ersten Zeit auch, um ihm «in der Angst vor Zigeunern» beizustehen.

*eine wohlthätige Frau*: Eine Frau Lackinger, deren Mann Oberbuchhalter in der schon damals sehr bedeutenden Lokomotiv-Fabrik Wiener Neustadt war.

11 *Heinrich Schramm*, Direktor und Landes-Schulinspektor, 1868–74, Leiter der Ober-Realschule Wiener Neustadt, an welcher er seit 1864 ordentlicher Lehrer der Mathematik gewesen war. Er veröffentlichte im «Achten Jahresbericht» der Schule (1873) den Programm-Aufsatz: «Die Anziehungskraft betrachtet als eine Wirkung der Bewegung».

*Laurenz Jelinek*: Von der 3. Klasse an Lehrer Rudolf Steiners in Mathematik und Physik. Er veröffentlichte im «Neunten Jahresbericht» der Schule, der am Ende des Schuljahres 1873/74 erschien, den Programm-Aufsatz über Wahrscheinlichkeitsrechnung: «Die Würfelzahlen und die Zerlegung einer ganzen Zahl in eine Summe von ganzen Zahlen, deren größte gegeben ist».

*Georg Kosak*, Wien 1836–1914 Graz, von der 2. Klasse an Lehrer Rudolf Steiners in darstellender Geometrie und geometrischem Zeichnen. Eine vielseitige, auch künstlerisch gebildete Persönlichkeit. Im «Zwölften Jahresbericht» der Schule findet sich sein Programm-Aufsatz: «Über den geometrischen Ort des constanten Quotienten». Diesen Lehrer, der später in Graz wohnte, wollte Rudolf Steiner, als seine Vortragstätigkeit ihn nach nahezu dreißig Jahren dorthin führte, besuchen, erreichte ihn aber leider nicht (siehe Vortrag 11. Juni 1924, Breslau, GA Bibl.-Nr. 239).

12 *Heinrich Borchert Lübsen*: Eckwarden, Oldenburg 1801–1864 Altona, «Einleitung in die Infinitesimal-Rechnung (Differential- und Integral-Rechnung) zum Selbstunterricht», Hamburg 1855, 5. Auflage Leipzig 1874. «Einleitung in die Mechanik. Zum Selbstunterricht mit Rücksicht auf die Zwecke des praktischen Lebens», Hamburg 1858, 5. verbesserte Auflage Leipzig 1871. «Ausführliches Lehrbuch der Analysis», desgl., Hamburg 1853. «Ausführliches Lehrbuch der Arithmetik und Algebra», desgl., Oldenburg 1835, 8. und 9. Auflage 1865–67. «Ausführliches Lehrbuch der Elementar-Geometrie», desgl., Hamburg 1851, 8.–10. Auflage Leipzig 1865–67. «Ausführliches Lehrbuch der analytischen oder höheren Geometrie», desgl., Hamburg 1842, 10. Auflage Leipzig 1874. «Ausführliches Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie», desgl., Hamburg 1852, 5. und 6. verbesserte Auflage Leipzig 1865–67.

*von einem Gehilfen seines Vaters*: Balus, aus Sauerbrunn bei Neudörfel.

*das gelesenste Buch*: Allgemeiner Maß- und Gewichtskalender, Ausführliche Umwandlungs-Tabellen sämtlicher in Österreich-Ungarn gebräuchlichen und *neuen Maße und Gewichte*. Bearbeitet und zusammengestellt von einem Fachmann, Wien 1874.

13 *Ein Arzt*: Dr. med. Carl Hickel, 1813–1905, prakt. Arzt und Bahnarzt. Er wohnte in Wiener Neustadt in der Frauengasse, an der Ecke, die auf den Pfarrplatz mündet. Noch am 6. Januar 1893, schwer krank und fast erblindet, schrieb er an Rudolf Steiner. Siehe «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe», Nr. 49/50, Dornach 1975.

- 14 *Darstellende Geometrie und Zeichnen*: Das Fach, das von Georg Kosak unterrichtet wurde, hieß von der ersten bis zur vierten Klasse «Geometrie und Zeichnen», von der fünften bis zur siebenten Klasse «Darstellende Geometrie und Zeichnen», daneben gab es das Fach «Freihandzeichnen».

*Reclamsche Universal-Bibliothek*: Die Bändchen begannen 1867 zu erscheinen, Kantsche Werke darin aber erst von Mitte der 70er bis Anfang der 80er Jahre, und zwar: «Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf», «Kritik der Urteilskraft», «Kritik der praktischen Vernunft», «Kritik der reinen Vernunft», «Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein», «Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft», «Der Stand der Fakultäten», «Träume eines Geistesehers».

- 15 *Hermann von Gilm*, Innsbruck 1812–1864 Linz, lyrischer Dichter, von freisinniger Anschauung in Politik und Religion und begeistert für sein Heimatland Tirol. Bezeichnend sind auch seine «Jesuitenlieder».

*Hugo von Gilm*, Innsbruck 1831–1906 Wiener Neustadt, in der 4. und 7. Klasse Lehrer Rudolf Steiners in Chemie; ein Halbbruder des Dichters Hermann von Gilm und wie dieser Tiroler.

*Graf Chambord*: Heinrich Karl Ferdinand Marie Dieudonné von Artois, Herzog von Bordeaux, Graf von Chambord, Paris 1820–1883 Schloß Frohsdorf bei Wiener Neustadt. Der zweimalige Versuch der legitimistischen Partei, ihn als Heinrich V. auf den französischen Thron zu erheben, scheiterte. Er lebte daher als begüterter Landedelmann auf seinen Besitzungen, erfüllt von seinen ehrlichen klerikal-absolutistischen Anschauungen.

- 16 *Gustav Lindner*, Rozdalowitz, Böhmen 1828–1887 Prag, «Lehrbuch der empirischen Psychologie», Wien 1838. «Einleitung in das Studium der Philosophie», Wien 1866.

*Johann Friedrich Herbart*, Oldenburg 1776–1841 Göttingen, Philosoph.

*Karl von Rotteck*, Freiburg i. Br. 1775–1840 Freiburg i. Br., «Allgemeine Weltgeschichte», Freiburg i. Br. 1812 bis 1827, 9 Bände. Zahlreiche Neuauflagen.

- 17 *Inzersdorf*: Unmittelbar südlich von Wien, an der Bahnlinie Wien – Münchendorf – Pottendorf – Wiener Neustadt (siehe Karte). Rudolf Steiner wohnte dort von Herbst 1879 bis zum 20. Juni 1882.

*Karl Leonhard Reinhold*, Wien 1758–1823 Kiel, Philosoph.

*Wilhelm Traugott Krug*, Radis bei Gräfenhainichen 1770 bis 1842 Leipzig, «Fundamentalphilosophie», Züllichau 1803, 3. Auflage Leipzig 1827, worin die Grundidee seines philosophischen Systems als «transzendentaler Synthetismus» bezeichnet ist.

*Karl Julius Schröer*, Preßburg 1825–1900 Wien, Pädagoge, Sprach- und Goetheforscher, der väterliche Freund und geistige Förderer Rudolf Steiners in den 80er Jahren. Seit 1867 Professor für Literatur an der Technischen Hochschule, Wien. Über seine diesbezügliche Tätigkeit heißt es in der «Gedenkschrift» dieses Instituts (Wien 1915): «Er behandelte in seinen Vorlesungen nicht nur die Geschichte der deutschen Dichtung überhaupt und des 19. Jahrhunderts insbesondere, sondern auch hervorragende Dichter wie Walther von der Vogelweide, Goethe und Schiller, las über deutsche Grammatik als Wissenschaft und Unterrichtsgegenstand, über die deutschen Klassiker und die deutsche Bühne und richtete für die seit 1870/72 auftauchenden Übungen im mündlichen Vortrage und in der schriftlichen Darstellung in der durch ihn begründeten «Deutschen Gesellschaft» eine Art Seminar ein. So entfaltete Schröer eine ziemlich ausgreifende Lehrtätigkeit und wagte sich auch an einige Vortragsprobleme, die dem Techniker im allgemeinen etwas ferner liegen». – Rudolf Steiner hat von Karl Julius Schröer ein umfassendes Bild gegeben in: «Vom Menschenrätsel, Ausgesprochenes und Unausgesprochenes im Denken, Schauen, Sinnen einer Reihe deutscher und österreichischer Persönlichkeiten», Berlin 1916, GA Bibl.-Nr. 20.

*Felix*: Felix Koguzki, Wien 1833–1909 Trumau. In seinem erhalten gebliebenen Tagebuch findet sich die Eintragung: «Herr Steiner jun., Studiosus, in Inzersdorf wohnhaft, besuchte mich Sonntag, den 21. August a. D. 1881; leider war ich nicht zuhause. – H. St. war zum zweiten Mal auf Besuch bei mir Freitag, d. 26. d. M. u. J.» (Emil Bock: «Rudolf Steiner. Studien zu seinem Lebensgang und Lebenswerk», Stuttgart 1967).

- 18 *Einer anderen Persönlichkeit*: Diese ist nicht bekannt. Rudolf Steiner hat sie lediglich einmal als eine «sehr bedeutende Persönlichkeit» bezeichnet (siehe Friedrich Rittelmeyer, «Meine Lebensbegegnung mit Rudolf Steiner», Stuttgart 1928, 10. Aufl. 1983, S. 103). Vgl. auch Rudolf Steiners Aufzeichnungen für Edouard Schuré, 1907 (in GA Bibl.-Nr. 262), und den Brief Rudolf Steiners an Friedrich Eckstein von Ende November 1890 (Briefe I, Dornach 1955, S. 136, 2. Aufl., dann in Briefe II, GA Bibl.-Nr. 39).

«*Geheimwissenschaft*»: Rudolf Steiner, «Die Geheimwissenschaft im Umriss», Leipzig 1910, GA Bibl.-Nr. 13.

*Ein Buch... das er... als Anhaltspunkt benutzte*: Konnte bisher nicht festgestellt werden. Siehe den nachfolgenden Hinweis.

*eine aufwärts und eine abwärtsgehende Doppelströmung*: Zur Bedeutung der Zeit-Erkenntnis in Rudolf Steiners Geistesforschung siehe: Hella Wiesberger, «Rudolf Steiners Lebenswerk in seiner Wirklichkeit ist sein Lebensgang.» Die drei Jahre 1879–1882 als eigentliche Geburts-Zeit der anthroposophischen Geisteswissenschaft», in «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe», Nr. 49/50, Dornach 1975.

«*Metaphysik*»: Johann Friedrich Herbart, «Allgemeine Metaphysik nebst den Anfängen der philosophischen Naturlehre», 2 Bände, Königsberg 1828/29.

- 19 *Robert Zimmermann*, Prag 1824–1898 Wien, Ästhetiker und Philosoph, 1861–1895 Professor der Philosophie an der Universität Wien. Einer der bedeutsamsten Vertreter der Herbartschen Schule.

*Ottokar Lorenz*, Iglau 1832–1904 Jena, 1860–1885 Professor der Geschichte an der Wiener Universität, von 1885 an in Jena.

*Franz Brentano*, Marienberg bei Boppard 1838–1917 Zürich, Philosoph, ein Neffe Clemens Brentanos, bis 1873 katholischer Theologe, dann bis 1895 Professor der Philosophie in Würzburg.

- 20 *einmal einen Vortrag gehalten hatte*: Der Vortrag von Ottokar Lorenz fand 1893 bei der VIII. Generalversammlung der «Goethe-Gesellschaft» in Weimar statt über das Thema: «Goethes politische Lehrjahre» (gedruckt Berlin 1893); es wurde darin in besonderer Ausführlichkeit Goethes Abhängigkeit in politicis von Karl August und seine Tätigkeit für den Fürstenbund behandelt (vgl. Goethe-Jahrbuch, XV. Band, Frankfurt a. M. 1894).

*Edmund Reitlinger*, Pest 1830–1882 Wien, seit 1866 Professor der Physik an der Technischen Hochschule, Wien. «Johann Kepler» von Reitlinger, Neumann und Gruner erschien 1868 in Stuttgart.

- 21 *durch einen Kommilitonen*: Moriz Zitter, gest. Wien 1921. Er gab in Hermannstadt die «Deutsche Lesehalle für alle Stände» heraus (mit: «Ein freier Blick in die Gegenwart» von Rudolf Steiner, 1884, in GA Bibl.-Nr. 30). Zitter zeichnete 1899 neben Rudolf Steiner und O. E. Hartleben als Herausgeber des «Magazins für Literatur», Berlin.

*Schopenhauer-Ausgabe*: «Arthur Schopenhauers sämtliche Werke in zwölf Bänden. Mit Einleitung von Dr. Rudolf Steiner», in «Cottasche Bibliothek der Weltliteratur», J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart o. J. (1894). Einleitung (Biographie Schopenhauers) in GA Bibl.-Nr. 33.

*Studentenverein*: «Deutsche Lesehalle» (vor 1881 «Lese- und Redehalle der Technischen Hochschule in Wien»), ursprünglich hervorgegangen aus dem «Literarischen Studentenvereine der Wiener Hochschulen». Sie wußte sich wachsende Geltung zu erringen. In mancher Angelegenheit der Hochschule wie der Technikerschaft übernahm sie die Führung.

*Johannes Volkelt*, Lipnik, Galizien 1848–1930 Leipzig, «Erfahrung und Denken. Kritische Grundlegung der Erkenntnistheorie», Hamburg 1886.

*Richard Falckenberg*, Magdeburg 1851–1920 Jena, Philosoph.

*Hermann Helmholtz*, Potsdam 1821–1894 Charlottenburg, Naturforscher.

*Kuno Fischer*, Sandewalde, Kr. Guhrau 1824–1907 Heidelberg, «Geschichte der neueren Philosophie», 10 Bände, Heidelberg 1897–1903.

- 21 *Freiherr (Baron) Lazar von Hellenbach*, Schloß Paczolay (Neutraer Komitat, Ungarn) 1827–1887 Schloß Paczolay, Philosoph und Sozialpolitiker. Rudolf Steiner bezeichnet ihn im öffentlichen Vortrag vom 30. Mai 1904 in Berlin (GA Bibl.-Nr. 52) als «eine Persönlichkeit, die heute noch unterschätzt wird». Siehe auch Hinweis zu S. 18 über die Doppelströmung der Zeit.
- 22 *Aufsätze ... über die Farbenlehre*: Rudolf Steiner, «Über das Verhältnis Th. Seebecks zu Goethes Farbenlehre» und «Hundert Jahre zurück. Zur Farbenlehre» in der «Chronik des Wiener Goethe-Vereins», herausgegeben von Karl Julius Schröer, Wien 1886, 1. Jg., I. Bd. Nr. 1 bzw. 1887, 2. Jg., I. Bd. Nr. 7. GA Bibl.-Nr. 30, 1961, S. 477/78.

*Joseph Kürschner*: Gotha 1853–1902 auf einer Reise in Tirol, Schriftsteller, lebte von 1881–92 in Stuttgart, gab 1883–1901 die «Deutsche Nationalliteratur» heraus. Diese umfaßt 163 bzw. 221 Bände und Registerband, darin die Bände 82–117 Goethes Werke, darin XXXIII–XXXVI, 1. und 2. Teil: Naturwissenschaftliche Schriften, herausgegeben (mit Einleitungen und Erläuterungen im Text) von Rudolf Steiner. Die beiden ersten Bände erschienen im Verlag W. Spemann, Berlin und Stuttgart, der sich mit Adolf Kröner (dem Besitzer des Cotta-Verlages und anderer Verlage) zur «Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart», verband, wo dann die weiteren Bände erschienen. Photomechanischer Nachdruck nach der Erstausgabe Dornach 1982. Selbständige Ausgabe der «Einleitungen» GA Bibl.-Nr. 1. – Der Briefwechsel zwischen Karl Julius Schröer, Joseph Kürschner und Rudolf Steiner über die Herausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes (1882–1884) wurde in den «Beiträgen zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe», Nr. 46, Dornach 1974 abgedruckt und erscheint im Band: Briefe I (1881–1890), GA Bibl.-Nr. 38.

«*Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung*»: Rudolf Steiner, «Grundlinien einer Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung mit besonderer Rücksicht auf Schiller», Berlin und Stuttgart 1886, GA Bibl.-Nr. 2.

*Hermann Hettner*, Leisersdorf 1821–1882 Dresden, Literatur- und Kunsthistoriker, Freund Gottfried Kellers. Werke: «Das moderne Drama», 1852; «Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts», 3 Bände, 1856–70; «Griechische Reiseskizzen», 1853; «Italienische Studien», 1879.

*Das sind ... alle Aufsätze, die geschrieben wurden*: Carlo Septimus Picht, in «Das literarische Lebenswerk Rudolf Steiners», Dornach 1926, führt für 1882/83 an: «Goethe und Shakespeare, eine Parallele», «Über Hermann Hettner», «Auf der Höhe», «Lessing». In «Freie Schlesische Presse», Troppau. Herausgeber: Der Deutsche Verein in Troppau. Verantwortlicher Redakteur: Dr. phil. Ed. Pfeifer (Mitarbeiter: Emil Schönauich, Jugendfreund Rudolf Steiners). Druck und Verlag von Aug. Strasilla in Troppau. II./III. Jahrg. – Originale konnten nicht gefunden werden, Abschriften sind nicht bekannt. Dazu schreibt Picht: «Da weder die Gymnasial-Museums-Bibliothek in Troppau, noch die National-Bibliothek in Wien, wohin Pflichtexemplare zu liefern waren, noch der Verlag Strasilla in Troppau die ersten Jahrgänge der «Fr. Schl. Pr.» besitzen und sehr eingehende persönliche Nachforschungen in Troppau und Umgebung trotz freundlichster Unterstützung durch die Dichterin Maria Stona, Schloß Trzebowitz bei Troppau, sowie durch die Schriftleitung der «Sudeten-Rundschau», Troppau, erfolglos geblieben sind, müssen diese wichtigen ersten Veröffentlichungen leider als verloren angesehen werden!» Weitere Nachforschungen blieben bis heute ergebnislos. Siehe auch «Beiträge zur Rudolf Steiner Gesamtausgabe», Dornach: Nr. 12, 1964 und Nr. 49/50, 1975, Edwin Froböse zu Äußerungen Rudolf Steiners über die oben erwähnten Aufsätze; Nr. 51/52, 1975, Briefe von Emil Schönauich an Rudolf Steiner.

*Wiener «Goethe-Verein»*: Im Mitgliederverzeichnis des Wiener Goethe-Vereins von 1889 ist Rudolf Steiner, Wien IX., Kolingasse 5, aufgeführt, ferner in «Chronik des Wiener Goethe-Vereins» 1893 als Mitglied des Ausschusses.

*seinen Vortrag über «Goethe als Vater einer neuen Ästhetik»* fand am 9. November 1888 statt; Sonder-Abdruck aus «Deutsche Worte», Wien 1889, GA Bibl.-Nr. 30 und 271.

- 23 *Erzieher in einem Wiener Hause*: Rudolf Steiner war auf Empfehlung des Wiener Realschuldirektors Dr. Eduard Walsch vom 10. Juli 1884 bis zum 28. September 1890 im Hause von Ladislaus (1834–1905) und Pauline (1846–1916) Specht, Wien IX., Kolingasse 19, als Erzieher von deren vier Söhnen Richard, Arthur, Otto und Ernst tätig.



24 *Kalksburg*: südwestlich von Wien mit Jesuitenkloster.

*Jetzt wird schon wieder ein anderer Ort genannt*: Bojkowitz in Mähren, östlich Brünn, nahen den Weißen Karpaten.

*Marie Eugenie delle Grazie*, Weißkirchen, Ungarn 1864–1931 Wien, Dichterin, lebte seit 1872 in Wien.

*Laurenz Müllner*, Groß-Grillowitz, Mähren 1848–1911 Meran, Professor der Philosophie in Wien, wurde 1894 Rektor der Universität Wien. Seine bei dieser Gelegenheit gehaltene Inaugurationsrede «Die Bedeutung Galileis für die Philosophie» hat Rudolf Steiner oft erwähnt. Man vergl. die Ausführungen über Müllner in: «Vom Menschenrätsel», GA Bibl.-Nr. 20.

*Wilhelm Neumann*, Ord. Cist., Wien 1837–1919 Mödling bei Wien, einer der bedeutendsten Gelehrten der katholischen Kirche. Über Neumann vergl. man den 3. Vortrag in: «Die Philosophie des Thomas von Aquino», GA Bibl.-Nr. 74.

*Ein Kirchenhistoriker der Wiener Universität*: Joseph Kopallik, Wien 1849 bis 1897 bei Fiume durch Ertrinken, seit 1886 Professor an der Universität Wien.

25 *Heinrich Friedjung*, Rostschin, Mähren 1851–1920 Wien, Historiker und politischer Schriftsteller, begründete die «Deutsche Wochenschrift», die seit dem 4. November 1883 erschien. Sie nannte sich «ein Organ für die gemeinsamen nationalen Interessen Österreichs und Deutschlands». Mitherausgeber war Dr. Joseph Eugen Russell, der nach Friedjungs gänzlichem Ausscheiden das Blatt noch bis 1888 weiterführte. Von Russell wurde Rudolf Steiner Anfang 1888 in die Redaktion aufgenommen, schrieb während des ersten halben Jahres die politischen Leitartikel (siehe GA Bibl.-Nr. 31). Durch die Schuld Russells stellte die «Deutsche Wochenschrift» Anfang Juli 1888 ihr Erscheinen ein.

*der Battenberger*: Alexander Prinz von Battenberg, Verona 1857–1893 Graz, durch Zar Alexander II., seinen Oheim, 1879 als Alexander I. zum Fürst von Bulgarien gewählt. Dankte 1886 mit Rücksicht auf seine schroffe Ablehnung durch Zar Alexander III. ab und führte von 1889 ab den Namen eines Grafen von Hartenau. Im Jahre 1887 wurde – nach einer kurzen Zwischenregentschaft – Prinz Ferdinand von Koburg als Ferdinand I. Fürst von Bulgarien. In das Jahr 1888 fällt außerdem die sogen. Battenbergaffäre, d. h. die durch die Bewerbung Alexanders von Bulgarien um die Prinzessin Viktoria von Preußen hervorgerufene, durch Bismarcks Eingreifen gelöste deutsch-russische Spannung (siehe auch GA Bibl.-Nr. 31).

*Robert Hamerling*, Kirchberg am Wald, Niederösterreich 1830–1889 Graz, von 1851–1866 Lehrer in Wien, Graz, Cilli und Triest, dann ganz als Dichter lebend. «Homunkulus. Modernes Epos in zehn Gesängen», Hamburg 1888. Vergl. über Hamerling: «Gesammelte Aufsätze zur Literatur 1884–1902», GA Bibl.-Nr. 32, «Vom Menschenrätsel», GA Bibl.-Nr. 20 und den Vortrag «Robert Hamerling, ein Dichter und ein Denker und ein Mensch», in: «Wie erwirbt man sich Verständnis für die geistige Welt?», GA Bibl.-Nr. 154.

*«Bandlkramerlandl»*: Gewöhnlich das «Waldviertel» genannt, das Robert Hamerling als seine Heimat einmal folgendermaßen schildert: «Ich weiß nicht, wieviel die Erbauung einer Eisenbahn, welche das «Waldviertel» berührt, an der Weltabgeschiedenheit desselben geändert hat. Im Jahre 1867 war das Erscheinen eines Fremden dort noch ein Ereignis. Kam ein solcher zu Fuß oder zu Wagen des Weges, so blieben die pflügenden Rinder auf dem Felde stehen, um mit seitwärts gewendeten Köpfen die neue Erscheinung anzuglotzen. Der Bauer machte einige schwache Versuche, sie mit der Geißel anzutreiben – vergebens; am Ende tat er wie sie, und der Pflug rastete, bis der Fremde hinter dem nächsten Hügel oder Wäldchen verschwunden war. Auch das ein Bild von idyllischer Stimmung» (siehe Robert Hamerling, «Die schönste Gegend der Erde», aus «Prosa, Skizzen, Gedenkblätter und Studien», Hamburg 1884, 2. Band).

*«Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntnis»*, 2 Bände, Hamburg 1891 (siehe Band 1 im Abschnitt: Analyse und Synthese, S. 63).

*ein Briefwechsel mit Robert Hamerling*: Von diesem Briefwechsel sind nur zwei Briefe Hamerlings erhalten, vom 30. Januar 1887 und 11. Mai 1888, beide aus Graz.

- 26 *die Zeit, wo er promovieren konnte*: Die Promotion wurde am 26. Oktober 1891 ( die mündliche Prüfung hatte am 23. Oktober stattgefunden) an der Universität Rostock erlangt auf Grund der Dissertation: «Die Grundfrage der Erkenntnistheorie mit besonderer Rücksicht auf Fichtes Wissenschaftslehre. Prolegomena zur Verständigung des philosophierenden Bewußtseins mit sich selbst». In Buchform unter dem Titel «Wahrheit und Wissenschaft, Vorspiel einer Philosophie der Freiheit», Weimar 1892, erschienen, um Vorrede und ein Kapitel erweitert. GA Bibl.-Nr.3.

*Die großen Architekten*: Heinrich von Ferstel, Wien 1828–1883 Grinzing bei Wien, Professor der Baukunst an der Technischen Hochschule Wien, erbaute in den Jahren 1865–79 die Votivkirche. – Friedrich von Schmidt, Frickenhofen, Württemberg 1825–1891 Wien, Professor an der Kunstakademie Wien, erbaute in den Jahren 1872–83 das Rathaus. – Theophil von Hansen, Kopenhagen 1813–1891 Wien, Professor an der Kunstakademie Wien, vollendete 1883 das Parlamentsgebäude (Reichsratsgebäude), dessen Bau 1873 begonnen worden war.

*Anerkennung Richard Wagners*: Über Richard Wagner siehe die Vorträge Rudolf Steiners aus dem Jahre 1906 über die Musikdramen Richard Wagners, in GA Bibl.-Nr. 54, ferner den Vortrag «Richard Wagner und die Mystik», gehalten am 2. Dezember 1907 in Nürnberg, in GA Bibl.-Nr. 55.

*Helena Petrowna Blavatsky*, Jekaterinoslav, Südrußland 1831–1891 London. Die «Theosophical Society» wurde am 17. November 1875 von H. P. Blavatsky zusammen mit Colonel Henry Steel Olcott (1832–1907) in New York begründet. Sie verlegte ihr Zentrum bald darauf nach Indien. Vergl. «Die Geschichte und die Bedingungen der anthroposophischen Bewegung im Verhältnis zur Anthroposophischen Gesellschaft. Eine Anregung zur Selbstbesinnung», acht Vorträge in Dornach, Juni 1923, GA Bibl.-Nr. 258.

*Alfred Percy Sinnett*, «Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus», Übersetzung aus dem Englischen, Leipzig 1884.

*Mabel Collins*, «Licht auf den Weg. Eine Schrift zum Frommen derer, welche, unbekannt mit des Morgenlandes Weisheit, unter deren Einfluß zu treten begehren», Übersetzung aus dem Englischen, 2. veränderte Auflage, mit Anmerkungen und Erläuterungen, Leipzig 1888.

*Franz Hartmann*, Donauwörth 1838–1912 Kempten, Arzt und Theosoph, Begründer einer eigenen Richtung innerhalb der Theosophischen Gesellschaft.

- 27 *Rosa Mayrader*, Wien 1858–1938 Wien, Schriftstellerin.

*Weimarsche Goethe-Ausgabe*: Goethe, Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, Weimar 1887 bis 1920: Abteilung 2, Naturwissenschaftliche Schriften: VI., VII., (VIII.), IX., X., XI., XII. Band, herausgegeben von Rudolf Steiner.

*Großherzogin Sophie Luise von Sachsen-Weimar*, Prinzessin der Niederlande, Den Haag 1824–1897 Weimar, Gemahlin des Großherzogs Karl Alexander (1818–1901), durch das Testament des Enkels Goethes, Walter von Goethe (gest. 1885) zur Erbin des Goetheschen Familienarchivs ernannt, stiftete sie das Goethe-Archiv (später Goethe- und Schiller-Archiv).

*Bernhard Ludwig Suphan*, Nordhausen 1845–1911 Weimar, Literarhistoriker, von 1887 bis zu seinem Tode (durch Selbstmord) Direktor des Goethe-Schiller-Archivs.

- 28 *das alte Goethe-Schiller-Archiv*: Das Goethe- und Schiller-Archiv war anfangs im Weimarer Schloß untergebracht, von 1896 ab in dem jenseits der Ilm von der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar errichteten Archivbau.

*Richard Strauß*, München 1864–1949 Garmisch, Komponist, war 1889–1894 Hofkapellmeister (neben Eduard Lassen) in Weimar.

«Die Philosophie der Freiheit. Grundzüge einer modernen Weltanschauung», Berlin 1894, GA Bibl.-Nr. 4.

«Wahrheit und Wissenschaft»: Siehe Hinweis zu S. 26 über seine Promotion.

28 *Vortrag ... über das «Märchen»*: Der erste Vortrag in Wien fand am 27. November 1891 im «Wiener Goethe-Verein» statt mit dem Thema: «Über das Geheimnis in Goethes Räselmärchen in den «Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten»». Referat von K. J. Schröder in «Chronik des Wiener Goethe-Vereins» 1891, V. Band, 6. Jg. Nr. 12, S. 44. Siehe: Rudolf Steiner, «Veröffentlichungen aus dem literarischen Frühwerk», Dornach 1944, Bd. III, S. 117f.

*Vortrag ... über die Beziehung des Monismus...*: Der zweite Vortrag in Wien hatte das Thema: «Einheitliche Naturanschauung und Erkenntnisgrenzen», gehalten im «Wissenschaftlichen Club in Wien», am 20. Februar 1893, abgedruckt in «Monatsblätter des Wissenschaftlichen Clubs in Wien», Wien 1893, XIV. Jahrgang, Nr. 10, GA Bibl.-Nr. 30, 1961, S. 47f.

*Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft*: Siehe Nachbemerkung.

*«Stimmen aus Maria-Laach»*: siehe Nachbemerkung.

29 *Rudolf Steiner, «Das Christentum als mystische Tatsache»*, Berlin 1902 (GA Bibl.-Nr. 8). – Italienische Übersetzung: Rodolfo Steiner, «Il Cristianesimo quale fatto mistico», Trad. di Vittoria Wollisch con introduzione di Ed. Schuré, Palermo 1909.

*Annie Besant, «Esoterisches Christentum oder die kleinen Mysterien»*, Autor. Übersetzung von Mathilde Scholl, Leipzig 1903. – Italienische Übersetzung: Annina Besant, «Il cristianesimo esoterico, o i misteri minori», Roma 1903.

*Mrs. Besant führt diese Dinge noch weiter aus*: Im offiziellen Adyar-Bulletin vom Januar 1913.

*als ich in Graz war*: Vermutlich im Mitgliedervortrag vom 22. Januar 1913. Von den insgesamt acht – zwischen dem 8. November 1907 und dem obigen Datum – in Graz gehaltenen Vorträgen liegen keine Nachschriften vor.

*Kalksburg/Bojkowitz*: siehe Hinweise zu S. 24.

30 *von welchen Quellen aus spricht Mrs. Besant*: siehe Nachbemerkung.

## DIE NOTIZBUCHAUFZEICHNUNGEN

Rudolf Steiners zu dem autobiographischen Vortrag  
vom 4. Februar 1913 sind abgedruckt in den  
BEITRÄGEN ZUR RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE  
Heft 49/50, Seiten 34 bis 39.

# Zur Kindheit und Jugend Rudolf Steiners

## Berichte und Dokumente

### I

#### *Von einem Knaben, der immer zeichnen mußte. . . Über eine kürzlich aufgefundene Zeichnung Rudolf Steiners*

In Rudolf Steiners schulischem Werdegang tritt uns in der Gestalt des «Hilfslehrers in Neudörfel» eine Persönlichkeit entgegen, auf die Rudolf Steiner in den verschiedensten autobiographischen Aufzeichnungen<sup>1</sup> mit liebevoller Zuneigung und Dankbarkeit zurückblickt. Sein Name wird an keiner Stelle genannt. C. S. Picht schreibt in seinem Aufsatz «Aus der Schulzeit Rudolf Steiners»<sup>2</sup>, daß er Heinrich Gangl geheißen haben soll. Nun, von Rudolf Steiner wissen wir über diesen Lehrer, daß er nur 54 Gulden Jahresgehalt bezog und sein Essen beim Oberlehrer einnahm. Auch ist bekannt, daß in den Augen der Kinder der «Unterlehrer» ein «richtiger Lehrer» war, während der Schulmeister «von nichts etwas verstand»<sup>3</sup>. Von Picht erfahren wir zudem noch, daß der Hilfslehrer sich auch als «Winkelnotar» verdient gemacht hat, indem er unzählige Bettelgesuche für die ärmeren Bewohner des Dorfes und der Umgebung verfaßte. Entscheidend ist jedoch, daß dieses «kleine Universalgenie» (Picht) einen bedeutenden Einfluß auf den jungen Rudolf Steiner ausgeübt hat, wie den folgenden Worten aus «Mein Lebensgang» deutlich zu entnehmen ist<sup>4</sup>:

«Der Hilfslehrer in Neudörfel lieferte mir mit seinem Geometriebuch die Rechtfertigung der geistigen Welt, die ich damals brauchte.

Ich verdanke ihm auch sonst sehr viel. Er brachte mir das künstlerische Element. Er spielte Violine und Klavier. Und er zeichnete viel. Beides zog mich stark zu ihm hin. Ich war, so viel es nur sein konnte, bei ihm. Besonders das Zeichnen liebte er; und er veranlaßte mich, schon im neunten Jahre mit Kohlenstiften zu zeichnen.»

Angesichts des weiteren Lebensweges Rudolf Steiners, in dem die Geometrie und das Künstlerische eine so bedeutende Rolle spielen sollten, ist es auch nicht verwunderlich, daß er in zwei weiteren biographischen Aufzeichnungen von diesem Lehrer als einem «ausgezeichneten Lehrer bzw. Menschen» spricht. So heißt es in seinem Berliner Vortrag vom 4. Februar 1913<sup>5</sup>:

«Es war eine Bauernschule nach alter Einrichtung, wie sie damals bestanden, wo Knaben und Mädchen ganz selbstverständlich noch untereinander waren. Was in dieser Bauernschule gelernt werden konnte, das wirkte noch nicht einmal, trotzdem es natürlich nicht besonders viel war, mit der vollen

Intensität auf den Knaben, von dem die Rede ist, aus dem einfachen Grunde, weil der ausgezeichnete Lehrer dieser Bauernschule – in seiner Art «ausgezeichnet» innerhalb der Grenzen, in denen das möglich ist – eine besondere Vorliebe für das Zeichnen hatte.»

Und in einer Fragment gebliebenen Aufzeichnung ist zu lesen<sup>6</sup>:

«Dieser Lehrer war ein ausgezeichnete Mensch. Er zeichnete gut und gab auch mir Zeichenunterricht, obwohl ich gar sehr eines gründlichen Schreibunterrichtes bedurft hätte.»

Daß nun dieser Zeichenunterricht, sieht man einmal ab von seiner grundlegend menschenbildenden und künstlerischen Bedeutung, eine wichtige Rolle im Lebensweg des Schülers Rudolf Steiner spielt, belegt der folgende Ausschnitt aus dem zweiten Kapitel von «Mein Lebensgang»<sup>7</sup>:

«Die Aufnahmeprüfung in die Bürgerschule bestand ich sehr gut. Man hatte alle die Zeichnungen mitgebracht, die ich bei meinem Hilfslehrer angefertigt hatte; und diese machten auf die Lehrerschaft, die mich prüfte, einen so starken Eindruck, daß wohl dadurch hinweggesehen wurde über meine mangelnden Kenntnisse. Ich kam mit einem «glänzenden» Zeugnisse davon. Es war helle Freude bei meinen Eltern, beim Hilfslehrer, beim Pfarrer, bei vielen Honoratioren von Neudörfl. Man war über meinen Erfolg froh, denn er war für Viele ein Beweis, daß die «Neudörfler Schule etwas leisten könne».

Um was für Zeichnungen mag es sich da gehandelt haben, die einen «so starken Eindruck» auf die Lehrerschaft gemacht haben, daß damit der Weg in die Bürgerschule und – ermutigt durch diesen ersten Erfolg – auch, nach einer weiteren Prüfung schon wenige Tage später, in die Realschule geebnet worden war? Einen ersten Hinweis zur Beantwortung dieser Frage entnehmen wir dem «Lebensgang»<sup>8</sup>:

«Ich mußte unter seiner Anleitung auf diese Art Bilder kopieren. Lange saß ich zum Beispiel über dem Kopieren eines Porträts des Grafen Széchenyi.»

Und in dem bereits erwähnten Berliner Vortrag heißt es hierzu<sup>9</sup>:

«Und da der Knabe ziemlich früh die Anlage zum Zeichnen zeigte, so nahm einfach jener Lehrer den Knaben während der Zeit, wo den anderen Schülern gezeigt wurde, wie man lesen und schreiben lernt, aus dem Schulzimmer heraus, führte ihn in seine kleine Stube, – und der Knabe mußte immer zeichnen, so daß er es verhältnismäßig bald dazu gebracht hatte, ganz nett eine der bedeutendsten politischen Persönlichkeiten Ungarns zu zeichnen, nämlich den Grafen *Széchenyi*.»



Stephan Graf von Szechenyi, geb. am 21. Sept. 1792 in Wien. Beiname «der größte Ungar». Er zeichnete sich 1813 als *Offizier* aus, bereiste ab 1823 Westeuropa und suchte sein Land kulturell zu fördern. Er begründete im Jahre 1825 die ungarische Akademie, rief die Theißregulierung und die Donaudampfschiffahrt ins Leben. Ferner förderte er die Landwirtschaft und machte sich als Arbeits- und Verkehrsminister um sein Land verdient. Zunehmende depressive Erscheinungen prägten sein Wesen. Im Herbst 1848 ließ er sich freiwillig in eine Irrenanstalt bei Wien einschließen. Dort wurde er viele Jahre hindurch von ratsuchenden namhaften Persönlichkeiten aufgesucht. Der Schikanen der Wiener Polizei überdrüssig erschoss er sich am 8. April 1860 in Döbling.

Das hier wiedergegebene Porträt des Grafen ist entnommen dem Buch von Denis Silagi «Der größte Ungar. Graf Stephan Szechenyi», Verlag Herold, Wien/München 1967, S. 129.

*Gegenüberliegende Seite:* Kohlezeichnung Rudolf Steiners, um 1871 (verkleinert).



Rund 110 Jahre nach dem Entstehen dieser Porträtzeichnung wurde im Archiv der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung ein mehrfach gefaltetes Papier in einem der Schulhefte Rudolf Steiners aufgefunden. Entfaltet gab es den Blick frei auf ein mit Kohlestift gezeichnetes Porträt einer offensichtlich dem politisch-militärischen Bereich angehörenden Persönlichkeit. Unten rechts, gerade noch sichtbar, befindet sich der Namenszug Rudolf Steiners. Die Vermutung, daß es sich hier um den von Rudolf Steiner im «Lebensgang» erwähnten Grafen Széchenyi handelt, fand schon bald ihre Bestätigung, nachdem in einer Reihe von biographischen Abhandlungen über den Grafen entsprechende Abbildungen gefunden werden konnten. Leider war es bisher noch nicht möglich, eine Reproduktion jener Bildvorlage, die dem jungen Rudolf Steiner zur Verfügung gestanden hatte, zu beschaffen. Möglicherweise diente ihm als Vorlage ein Stich, der damals die Amtsstuben «schmückte», da der Graf Széchenyi als eine der bedeutendsten und zugleich tragischsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Ungarn – er trug den Beinamen «der größte Ungar» – in die Geschichte einging.

Obwohl es sich bei der hier zum Vergleich hinzugezogenen Abbildung des Grafen nicht um die eigentliche Bildvorlage handelt, läßt sich doch erkennen, mit wieviel Einfühlungsvermögen in die Gesamterscheinung dieses Universalpolitikers, mit welch ausgeprägtem Sinn für Proportionen und Details, aber auch mit welcher Sorgfalt in der technischen Durchführung der junge Rudolf Steiner dieses Bild kopiert hat. Da er ja im Oktober 1872 zur Aufnahme in die Realschule zugelassen war, muß diese Zeichnung vor diesem Zeitpunkt entstanden sein, so daß man davon ausgehen kann, daß er sie um das zehnte Lebensjahr herum angefertigt hat.

Die Kohlezeichnung Rudolf Steiners wird hier erstmals – jedoch in verkleinerter Form – wiedergegeben. Das Originalformat des Zeichenblattes mißt 58 × 34,5 cm.

*Walter Kugler*

#### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Siehe Rudolf Steiner 1 «Mein Lebensgang», Kap. I, GA Bibl.-Nr. 28, Dornach 1982.  
 2 «Skizze eines Lebensabrisses 1861–1893», Vortrag, Berlin, 4. Feb. 1913, in «Briefe I, 1881–1891», Dornach 1948. Neuauflage in diesem Heft.  
 3 «Autobiographisches Fragment», in «Beiträge zur Rudolf Steiner-Gesamtausgabe», Nr. 49/50, Dornach, Ostern 1975.
- <sup>2</sup> Carlo Septimus Picht «Aus der Schulzeit Rudolf Steiners», in: Zeitschrift «Zur Pädagogik Rudolf Steiners», IV. Jg. 6. Heft, Feb. 1931.
- <sup>3</sup> Rudolf Steiner 3, S. 10  
<sup>4</sup> 1, S. 23  
<sup>5</sup> 2, S. 13  
<sup>6</sup> 3, S. 10  
<sup>7</sup> 1, S. 32/33  
<sup>8</sup> 1, S. 23  
<sup>9</sup> 2, S. 13



## II

### *Die Rosalienkapelle bei Neudörfel*

Im Jahr 1970 besuchten meine Frau und ich die Orte und Landschaften, in denen Rudolf Steiner seine Kindheit und Jugend verbrachte. Von seinem Geburtsort Kraljevec bis nach Brunn am Gebirge erstreckte sich die vorgenommene Reiseroute, die uns durch Rudolf Steiners Schilderungen in seiner Autobiographie «Mein Lebensgang» in gewissem Sinne «vorgegeben war». – Etwa 100 Jahre waren vergangen, seit Rudolf Steiner in jenen Orten gelebt hatte. Veränderungen im Landschaftsbild, ebenso wie in vielen anderen Bereichen auch, waren daher zu erwarten. Anhand der Beschreibungen im «Lebensgang» war es dann allerdings – bis auf eine Ausnahme – ohne Schwierigkeiten möglich, die einzelnen Örtlichkeiten aufzufinden und zu besuchen. Die erwähnte Ausnahme betrifft die im ersten Kapitel seiner autobiographischen Darstellungen beschriebene Kapelle der *Heiligen Rosalia*, über die hier nun eingehender berichtet werden soll.

Um das mit dieser Kapelle verbundene «Problem» verständlich darstellen zu können, sei hier zunächst die entsprechende Passage aus Rudolf Steiners Erinnerungen wiedergegeben<sup>1</sup>:

«Als ich im achten Lebensjahre stand, übersiedelte meine Familie nach Neudörfel, einem kleinen ungarischen Dorfe. Das liegt unmittelbar an der Grenze gegen Niederösterreich hin. Diese Grenze wird durch den Laytha-Fluß gebildet. Die Bahnstation, die nun mein Vater zu besorgen hatte, liegt an dem einen Ende des Dorfes. Man hatte eine halbe Stunde bis zum Grenzfluß zu gehen. Nach einer weiteren halben Stunde kam man nach Wiener-Neustadt.

Die Alpengebirge, die ich in Pottschach ganz in der Nähe sah, waren nun nur noch in der Ferne sichtbar. Aber sie standen eben doch erinnerungswegend im Hintergrunde, wenn man auf die kleineren Berge blickte, die in kurzer Zeit von dem neuen Wohnorte meiner Familie zu erreichen waren. Mäßige Erhebungen mit schönen Waldungen begrenzten den einen Ausblick; der andere konnte über ebenes, mit Feld und Wald bedecktes Land nach Ungarn hineinschweifen. Von den Bergen war mir besonders der unbegrenzt lieb geworden, der in drei Viertelstunden zu besteigen war. Er trug auf seinem Gipfel eine Kapelle, in der ein Bildnis der hl. Rosalia war. Diese Kapelle bildete den Endpunkt eines Spazierganges, den ich erst oft mit meinen Eltern und Geschwistern und später gerne allein machte. Solche Spaziergänge machten auch dadurch eine besondere Freude, daß man in der entsprechenden Jahreszeit mit reichlichen Gaben der Natur beschenkt zurückkehren konnte. Denn in den Wäldern waren Brombeeren, Himbeeren,

<sup>1</sup> R. Steiner, «Mein Lebensgang», I. Kap., GA Bibl.-Nr. 28.

Erdbeeren zu finden. Man konnte oft eine innige Befriedigung daran haben, durch ein anderthalbstündiges Sammeln eine schöne Zugabe zu dem Familienabendbrot hinzuzufügen, das sonst für jeden nur aus einem Butterbrot oder einem Stück Brot mit Käse bestand.

Noch anderes Erfreuliches brachte das Herumstreifen in diesen Wäldern, die Gemeindegut waren. . .

Eine halbe Stunde Fußweg von Neudörfel entfernt ist Sauerbrunn mit einer Quelle von eisen- und kohlenstoffhaltigem Wasser. Der Weg dahin geht der Eisenbahnlinie entlang und teilweise durch schöne Wälder. Wenn Schulferien waren, ging ich jeden Tag ganz früh morgens dahin, beladen mit einem «Blutzer». Das ist ein Wasserbehälter aus Ton. Der meinige faßte etwa drei bis vier Liter. Den konnte man ohne Entgelt an der Quelle füllen. Beim Mittag konnte dann die Familie das wohlschmeckende perlende Wasser genießen.

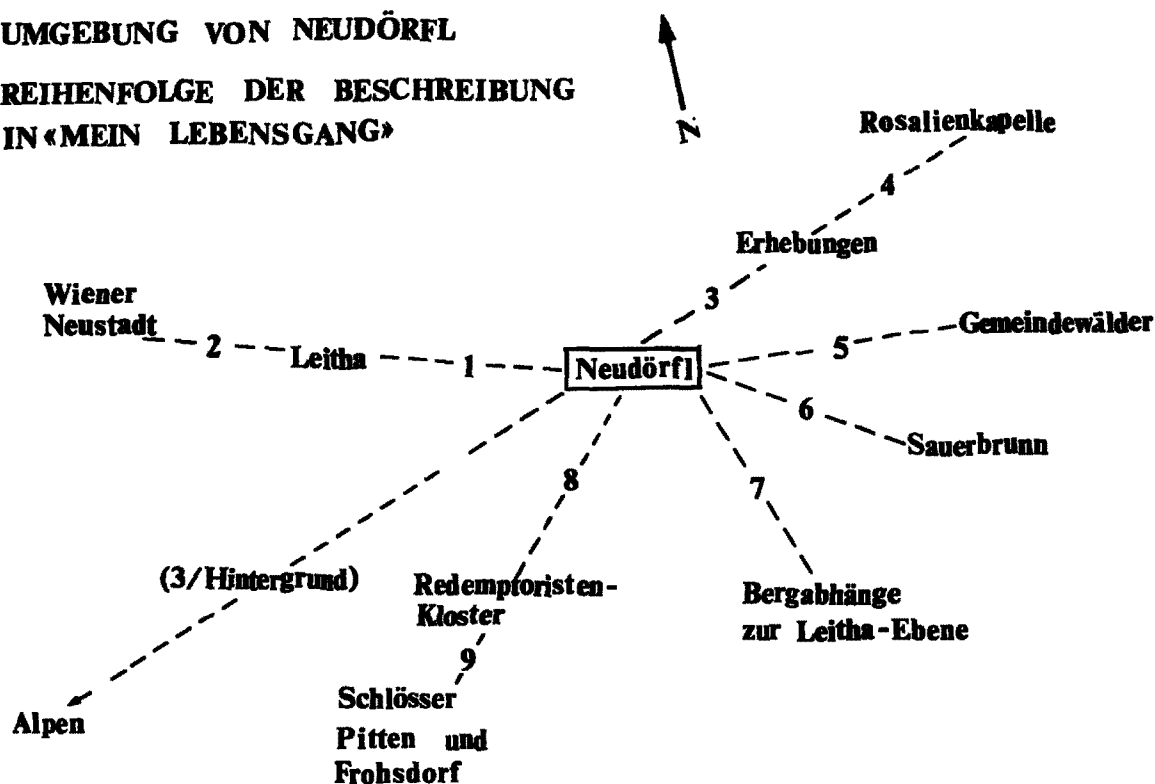
Gegen Wiener-Neustadt und weiter gegen die Steiermark zu fallen die Berge in die Ebene ab. Durch diese schlängelt sich der Laytha-Fluß hindurch. Am Bergabhänge lag ein Redemptoristen-Kloster. Den Mönchen begegnete ich oft auf meinen Spaziergängen. Ich weiß noch, wie gerne ich von ihnen wäre angesprochen worden. Sie taten es nie. Und so trug ich von der Begegnung nur immer einen unbestimmten, aber feierlichen Eindruck davon, der mir immer lange nachging. Es war in meinem neunten Lebensjahre, da setzte sich in mir die Idee fest: im Zusammenhänge mit den Aufgaben dieser Mönche müssen wichtige Dinge sein, die ich kennen lernen müsse. Auch da war es wieder so, daß ich voller Fragen war, die ich unbeantwortet mit mir herumtragen mußte. Ja, diese Fragen über alles mögliche machten mich als Knaben recht einsam.

An den Alpen-Vorbergen waren die beiden Schlösser Pitten und Frohsdorf sichtbar. . .»

Wo war jener Berg mit der Rosalienkapelle, den Rudolf Steiner im Dezember 1923, bei der Abfassung dieser Beschreibung, noch als «unbegrenzt lieb» in seiner Erinnerung behalten hatte, zu suchen? Von unseren Nachforschungen und Überlegungen und unseren Ergebnissen sei in dem nun Folgenden berichtet:

Rudolf Steiner führt uns in seiner Beschreibung in die Umgebung des zu Ungarn gehörenden Dorfes Neudörfel. Er beginnt seine Schilderung am Bahnhof dieses Ortes. Im Bahnhofsgebäude befand sich die elterliche Wohnung. Das Bahnhofsgebäude ist zugleich Ausgangspunkt für seine Beschreibung der Umgebung. Er führt uns dabei in einem Kreis um Neudörfel herum. Zuerst weist er uns in westliche Richtung zur Grenze gegen Niederösterreich, zur Leitha (1), dem Grenzfluß. Zu Fuß wird von ihm die Entfernung (in der Örtlichkeit rund zwei Kilometer) mit einer halben Stunde angegeben. In Verlängerung dieses Weges führt er uns sodann nach Wiener Neustadt (2). Von der Leitha, dem

**UMGEBUNG VON NEUDÖRFL**  
**REIHENFOLGE DER BESCHREIBUNG**  
**IN «MEIN LEBENSGANG»**



Grenzfluß, bis zur Stadtmitte Wiener Neustadt sind es nochmals rund zwei Kilometer. Zu Fuß ist also Wiener Neustadt, wie Rudolf Steiner schreibt, in einer weiteren halben Stunde – ab Grenze – zu erreichen.

Vom Ausgangspunkt, der Bahnstation in Neudörfel, lenkt er sodann unseren Blick in nordöstliche Richtung und zwar so, daß die Alpen hinter dem Betrachter – im Hintergrunde, d.h. im Rücken des Betrachters – liegen. Er lenkt unseren Blick auf die kleineren bewaldeten mäßigen Erhebungen (3), welche Neudörfel umgeben. Von diesen Bergen sind, wie er schreibt, stellenweise Ausblicke bis in die ungarische Tiefebene möglich. Einer dieser kleineren Berge war ihm besonders lieb und in drei Viertelstunden zu besteigen. Die Entfernung, drei Viertelstunden Fußweg, wird auch dadurch nochmals bestätigt, daß für den Hin- und Rückweg eine anderthalbstündige Dauer für das Sammeln von Früchten angegeben wird. Auf dem Gipfel dieses Berges stand, wie Rudolf Steiner in Erinnerung hatte, eine Kapelle mit einem Bildnis der Heiligen Rosalia (4).

Von dort aus geht es in der Beschreibung der Umgebung Neudörfels in der eingeschlagenen Richtung weiter. Rudolf Steiner führt uns nach Osten, in die Gemeindewälder (5), um dann den Weg nach Sauerbrunn (6) zu der dortigen Quelle zu beschreiten. Damit hat er vom Bahnhof Neudörfel aus – als Mittelpunkt – einen Halbkreis geschlagen, der in Wiener Neustadt beginnt, dann die Berge (davon einer mit der Rosalienkapelle) und die Gemeindewälder erfaßt und schließlich in Sauerbrunn endet.

Sodann beschreibt er, zu Beginn des zweiten Halbkreises, die Hänge des Leithagebirges (7) und das Redemptoristenkloster (8) südlich von Neudörfl. Zuletzt geht der Blick zu den – anfangs im Rücken des Betrachters, nunmehr in Blickrichtung gelegenen – Alpen mit den im Vordergrund sichtbaren Schlössern Pitten und Frohsdorf (9). Mit dem Ort Frohsdorf endet seine Beschreibung der Umgebung von Neudörfl.

Die von Rudolf Steiner erwähnte Rosalienkapelle war nunmehr im Hinblick auf diesen «Rundgang» offenkundig in einer ganz bestimmten Richtung zu suchen. Die Entfernungsangabe war ein weiterer Ausgangspunkt für unser Suchen. Danach konnte die Kapelle nur in einer Entfernung von drei bis vier Kilometern zum Bahnhof Neudörfl und auf einem Gipfel liegen. Die Kapelle mit einem Bildnis der Rosalia mußte schließlich am Waldrand liegen, auf einem Weg durch den Wald zu erreichen gewesen sein und nur nördlich der Bahnlinie Neudörfl-Sauerbrunn gesucht werden.

Die wiederholt in Büchern und Aufsätzen zu dem Thema Rosalienkapelle in Zusammenhang gebrachte Rosalienkapelle bei Neustift an der Rosalia bzw. nahe der Burg Forchenstein schied als die im «Lebensgang» erwähnte Kapelle grundsätzlich aus. Dies aus folgenden Gründen: Die Kapelle der Rosalia bei dem Orte Neustift liegt auf dem Heuberg in der Nähe der Burg Forchenstein. Diese Kapelle ist von Neudörfl in etwa drei Stunden Fußweg zu erreichen. Manche Wegweiser sprechen auch von einem vierstündigen Fußweg. (Die Luftlinie Neudörfl bis zu dieser Kapelle mißt elf Kilometer). Ein Hin- und Rückweg zu Fuß ab Neudörfl hätte mindestens sechs Stunden – und dies ohne Rast – gedauert. Dies wäre keinesfalls als «Spaziergang» zu bezeichnen. Die Rosalienkapelle bei Neustift a. d. R. liegt auch nicht innerhalb der von Rudolf Steiner bezeichneten Gemeindewälder Neudörfls, welche auf den beschriebenen Spaziergängen zum Sammeln von Beeren einluden. Schließlich liegt die Kapelle auf dem Heuberg vor allem auch außerhalb des im «Lebensgang» uns aufgezeichneten «Rundganges» um Neudörfl.

Vor der Reise in das Burgenland kam ich durch ungewöhnliche Umstände in den Besitz einer Karte von Neudörfl und Umgebung. Diese Landkarte war mehrere Jahrzehnte alt. Daher war später an Ort und Stelle ein unmittelbarer Vergleich zwischen Karteninhalt und Topographie nicht möglich. Allerdings wies diese Landkarte eine Rosalienkapelle nordöstlich von Neudörfl aus; auf der höchsten Stelle in Richtung Pöttsching, auf einer Erhebung südlich des Mitterberges, doch höher als dieser gelegen. Die Entfernung zum Bahnhof Neudörfl beträgt rund drei Kilometer. Der Weg dahin führte (und führt auch heute noch) durch den Wald.

Die eben erwähnte Kapelle war aufgrund der örtlichen Gegebenheiten nicht leicht zu finden, zumal sie nunmehr – jeglicher Sicht entzogen – hinter Neubauten verborgen lag. Erst mit Hilfe eines ortskundigen Einwohners war es möglich, jene Kapelle, die in der Landkarte bezeichnet war, zu finden. Zudem

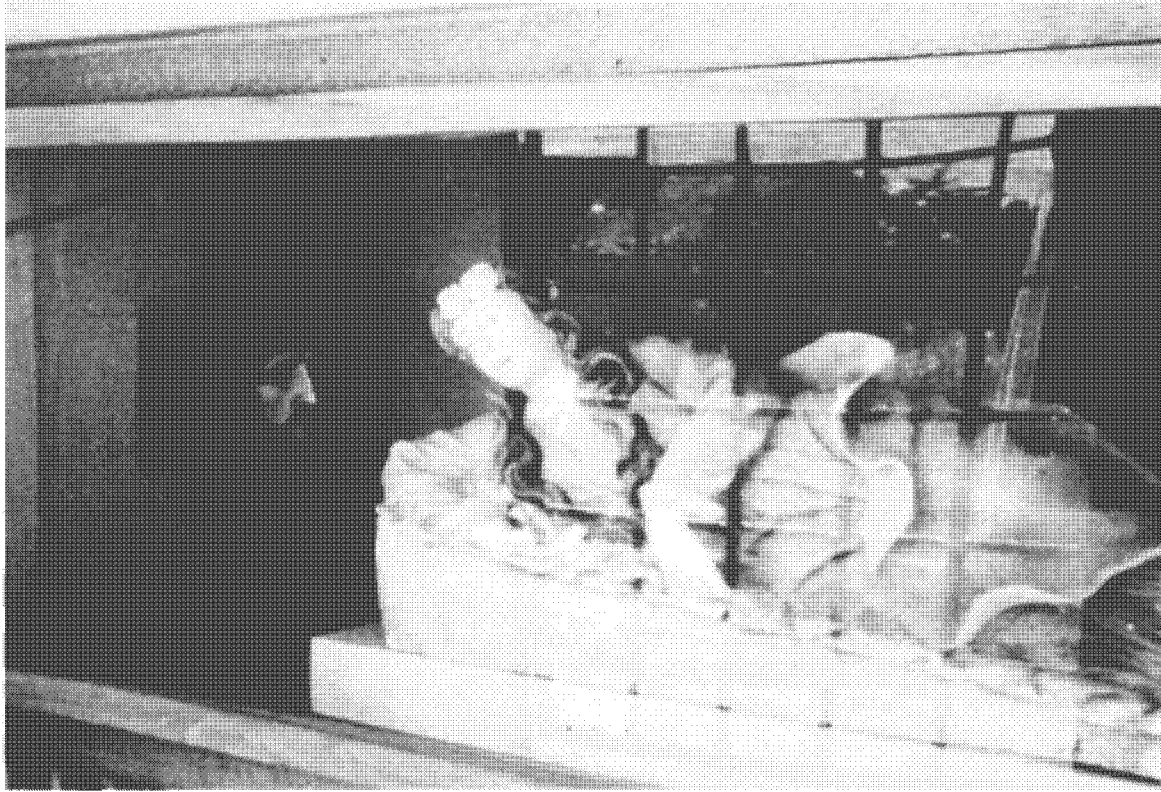


Hinter dem Baum die im 18. Jahrhundert erbaute Rosalienkapelle bei Neudorf (Foto: K. Donat 1970)

legte noch ein großer Baum schützend seine Krone auf das Dach der Kapelle.

Der Innenraum dieser Rosalienkapelle mißt etwa  $3 \times 3$  Meter. Gegenüber der mit einem geschmiedeten Gitter verschlossenen Tür befindet sich auf einer Predella ein gläserner Schrein, der den Blick auf die Statue einer liegenden Rosalia freigibt. Ihr Blick ist gerichtet durch die breite Türöffnung, über den Neusiedler-See hinweg, auf die weite ungarische Tiefebene. Vor dem Eingang stehend erblickt der Besucher im Nordosten das Leithagebirge und im Südwesten (soweit die Neubauten den Blick freigeben) das Rosaliengebirge. Geht man von dieser Rosalienkapelle am (nördlichen) Waldrand entlang nach Neudorf zurück, so eröffnet sich ein eindrucksvoller Blick bis hin zu den Alpen. Bei klarer Sicht ist in der Voralpenlandschaft auch deutlich Pottschach auszumachen. Wieviel anmutiger muß diese Landschaft vor einhundert Jahren dem Betrachter erschienen sein!

Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß Rudolf Steiner die eben beschriebene Rosalienkapelle bei der Niederschrift seines Lebensganges in Erinnerung hatte. Der ortskundige Bürger, der uns auf den Standort aufmerksam gemacht hatte, war anfangs sehr erstaunt, daß diese Kapelle (mir als Norddeutschem bzw. Ortsfremdem) bekannt war. Er machte aber auch darauf aufmerksam, daß im Zusammenhang mit einer weiteren Bebauung des Geländes die Kapelle möglicherweise abgerissen werde. Er sagte gleich zu Beginn des Ge-



Die Heilige Rosalie in der 1979 neu errichteten Kapelle. Der Christuskopf, früher an der Rückwand über der Figur, ist nun an der Seitenwand angebracht (Foto: K. Donat 1983)

sprächs: «Hoffentlich steht sie noch, der neue Eigentümer will sie wohl abreißen lassen.» Diese Bemerkung war uns in guter Erinnerung geblieben und gab den Anlaß, im Verlauf einer späteren Reise nachzusehen, ob die Befürchtung zu recht bestanden hatte und ob ein Abbruch der Kapelle tatsächlich geschehen war. Im Jahr 1983 war es so weit, die Reise von 1970 zu wiederholen.

Die Fahrt zur Rosalienkapelle brachte eine Überraschung. Die Kapelle, die 1970 noch gestanden hatte, war nicht mehr zu sehen. Dafür war in unmittelbarer Nähe eine neue Rosalienkapelle, wenngleich auch kleiner als ihre Vorgängerin, erbaut worden. Die Statue der Rosalie aber war dieselbe, die auch in der früheren Kapelle zu sehen war.

Erkundigungen bei Nachbarn und beim zuständigen katholischen Pfarramt klärten den Zusammenhang auf. Danach war das Grundstück, auf dem die alte Rosalienkapelle stand, als Baugrund verkauft worden. Mit dem Erlös ist der Neubau des Pfarramtes finanziert worden. Der Erwerber erhielt allerdings die Auflage, anstelle der alten und baufälligen Kapelle eine neue zu errichten. So kam es zu dem Neubau der Kapelle am Rande des neuen Baugrundstückes.

Im Verlauf eines Gespräches mit dem Pfarrer im katholischen Pfarramt wurde uns aufgrund einer Nachfrage noch folgende Auskunft erteilt: In den Orten rund um Neudörfel, die an einem Tage zu Fuß zu erreichen wären, also in den



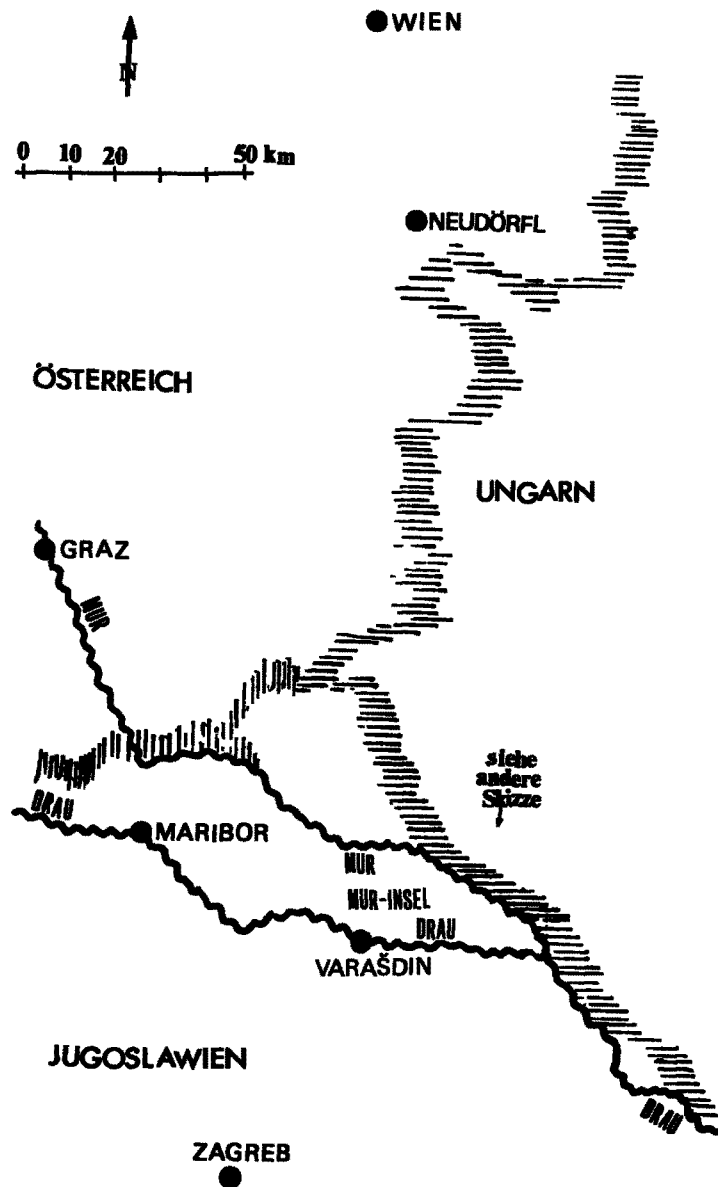
Die im Jahre 1979 errichtete Rosalienkapelle (Foto: K. Donat 1985)

Bezirken Mattersburg und Eisenburg, existieren nur zwei Rosalienkapellen. Die eine ist jene bei Neustift an der Rosalia, die andere ist jene vorhin geschilderte Kapelle, drei Kilometer von Neudörfel entfernt. Die letztere ist im 18. Jahrhundert errichtet und im Jahre 1979 durch einen Neubau in unmittelbarer Nähe des alten Standortes ersetzt worden. In einem einschlägigen Buch, welches alle Kirchen, Kapellen, Bildstöcke usw. im gesamten Burgenland beschreibt, kann man dies bestätigt finden. – Der Pfarrer überließ uns jenes Buch zur persönlichen Einsichtnahme, die uns zu dem selben Resultate gelangen ließ.

Abschließend sei festgehalten: Der Standort der Rosalienkapelle, die Rudolf Steiner in seinem «Lebensgang» erwähnt, läßt sich bestimmen. Das Bildnis der Rosalia ist sicherlich noch das selbe, das er in seiner Jugendzeit betrachtet haben wird. Heute befindet sich die Kapelle in der Ortschaft Pöttching an der Wiener Neustädter Straße zwischen den Häusern 98 und 100, genauer noch: an einem kleinen Weg zwischen beiden Häusern an der Grenze zum Haus Nr. 100.

*Konrad Donat*





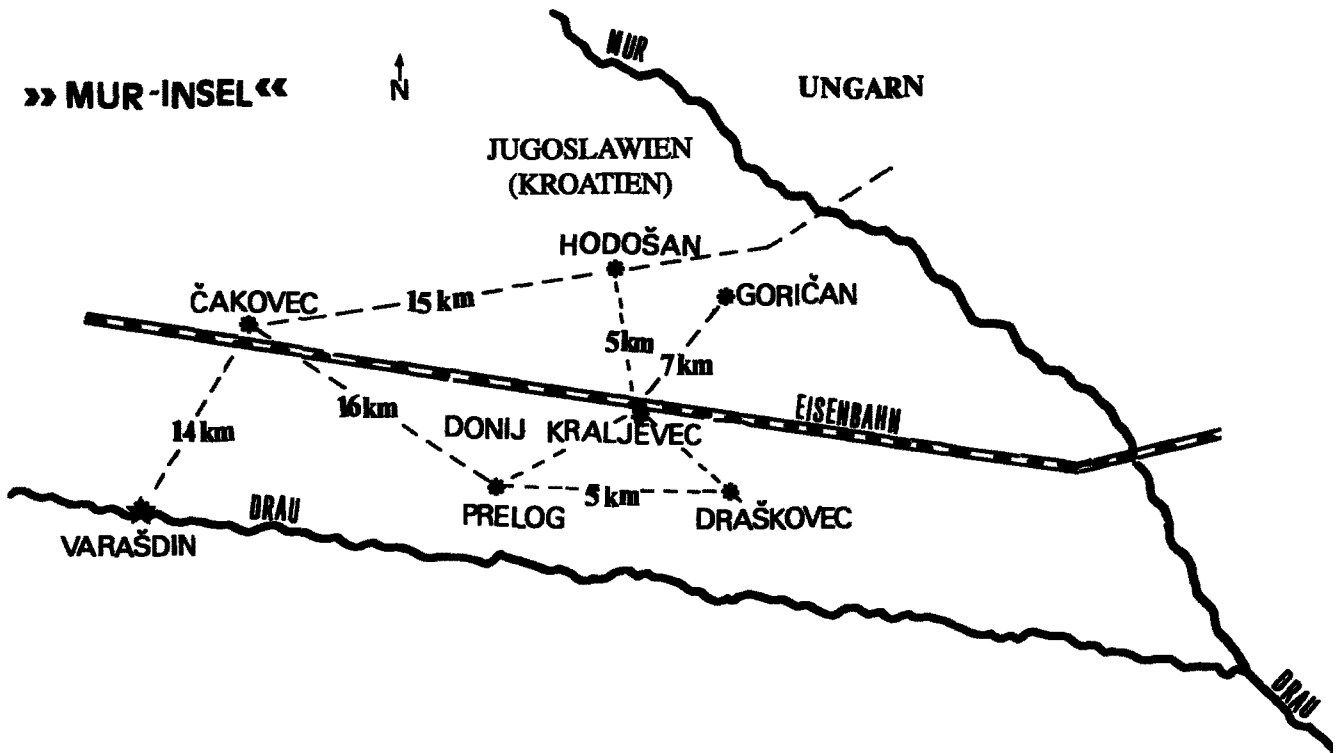
### III

#### *Kraljevec im Herbst 1983. Reiseeindrücke*

Mit dem Auto ist Kraljevec, der Geburtsort Rudolf Steiners<sup>1</sup>, leicht zu erreichen. Wir wählen den Weg von Wien aus. Entlang der ungarischen Grenze führt uns die Straße zu dem Grenzübergang, der zwischen Österreich und Jugoslawien am östlichsten gelegen ist. Dort kommen wir in die nördlichste Republik Jugoslawiens, nach Slowenien. Eine hügelige und romantische Landschaft, von Einzelgehöften geprägt, empfängt uns. Nach halbstündiger Fahrt gehen die Hügel in das flache Tal der Mur über. Die Mur bildet zugleich die Grenze zu Kroatien<sup>2</sup>.



Wir überqueren die Mur, weit bevor sie in die Drau mündet. Die Einzelhöfte verschwinden, Haufendörfer werden nunmehr durchfahren. Gewässer schlängeln sich, baumbestanden, durch die Landschaft. Wir fahren immer noch in einem kurzen Abstand parallel zur ungarischen Grenze. Das Land zwischen Mur und Drau, in dem wir uns jetzt befinden, wird Mur-Insel genannt.



Geographisch gesehen ist es bester Lößboden, also steinloser und fruchtbarer Boden. Neben Wiesen und Weiden für die Viehhaltung wird viel Mais und Kürbis angebaut. Das flache Land wird durch Hecken und Buschgruppen vielfältig gegliedert. Industrieanlagen und größere Gebäude (Hochhäuser) fehlen. Die zahlreichen Wohngebäude der in Deutschland tätigen Einwohner zeigen, wie dadurch auch in Kroatien die bodenständige Bauweise verdrängt wird.

Nach etwa einhundert Kilometern Fahrt auf jugoslawischem Boden erreichen wir Kraljevec. Der offizielle Name ist heute Donij Kraljevec. Eine Eisenbahnstation ist vorhanden, die zugleich auch den benachbarten Ort Prelog mit bezeichnet. Die Eisenbahnlinie verbindet das nördliche Kroatien mit Ungarn. Die Verbindung zu der näheren Umgebung besorgen die vier Straßen, die von der Ortsmitte, nahe der Kirche, kreuzförmig die Nachbargemeinden erschließen. Zentrale Stellen im Ort Kraljevec sind die Kirche und der Bahnhof, in dessen näherer Umgebung sich kleinere Gewerbebetriebe angesiedelt haben. Die



Donj Kraljevec, Haus mit der Rudolf Steiner-Gedenktafel (Foto: K. Donat 1985)

Kirche liegt etwa 500 Meter vom Bahnhof entfernt. Vor ihr erkennt man einen ehemaligen Dorfanger. Beiderseits der wenigen Straßen sind noch Gebäude zu sehen, die sicherlich bereits zu Zeiten Rudolf Steiners Geburt vorhanden gewesen sind. Es sind aber auch Neubauten zu sehen, die von in Deutschland arbeitenden Einwohnern gebaut wurden. Beide Bau-Epochen nebeneinander vertragen sich nicht recht.

Die Bevölkerung ist hilfsbereit und sehr gastfreundlich. Uns wird erzählt, daß ein im Raum Stuttgart arbeitender Einwohner erst dort erfahren hat, welche Bewegung mit Rudolf Steiner zu verbinden ist.

In der einschlägigen Literatur ist nicht eindeutig festzustellen, welches Gebäude in Kraljevec, sofern es noch stehen sollte, das Geburtshaus Rudolf Steiners ist. Bei O. Schmiedel<sup>3</sup> lesen wir von einem Geburtshaus, das nicht mehr vorhanden sein soll. In einem späteren Artikel von F. Hiebel<sup>4</sup> wird diese Auffassung korrigiert. Wenige Jahre danach wird ein anderes Haus als Geburtshaus vorgestellt<sup>5</sup>. Dieses letztere Haus trägt heute eine Gedenktafel, die im Jahre 1966 angebracht worden ist. Bereits 1966 waren von diesem Haus nur noch die Küche und ein Nebenraum übriggeblieben. Dieses Haus mit der Gedenktafel liegt etwa 150 Meter südlich der Kirche, auf dem Grundstück Ludbreska (Straßenbezeichnung) Nr. 13. Es ist von der Straße aus nicht zu sehen, denn es liegt hinter dem Haus Nr. 13. Infolge des Neubaus ist die Gedenktafel von der

Stirnseite des alten Hausrestes an die Hofseite verlegt worden. Die beiden übriggebliebenen Räume sind heute unbewohnt und dienen der Tierhaltung (Hühnerstall) bzw. der Aufbewahrung landwirtschaftlicher Geräte.

Die Bewohner des Anwesens Nr. 13 bringen unaufgefordert und mit gewissem Stolz das Gästebuch, das von dem österreichischen Rudolf-Steiner-Gedenkstätten-Komitee dort hinterlegt worden ist. An Ort und Stelle drängt sich der Wunsch auf, daß sich eine Persönlichkeit finden möge, die der Landessprache mächtig und im Umgang mit örtlichen Behörden versiert sein sollte, damit – gleichsam wie L. Müllner in Brunn am Gebirge – in Kraljevec noch eruiert werden könne, was über die Familie Steiner möglicherweise im Ort noch gewußt wird.

Rudolf Steiner kommt in seinen Vorträgen nicht oft auf seinen Geburtsort zu sprechen<sup>6</sup>. Im Vortrag vom 12. September 1924<sup>7</sup> kündigt er an, zu seinem «Lebensgang» Anmerkungen zu machen, in denen auch das «Innerliche» berücksichtigt werden solle, doch leider ist es zu diesen Anmerkungen nicht mehr gekommen. Möglicherweise wären sie bezüglich des Geburtsortes aufschlußreich gewesen.

Wir gehen zur Kirche von Kraljevec. Sie gehört seit ihrem Bestehen zu dem Kirchspiel von Drašovec. Wir vernehmen von kirchlicher Seite, daß in dieser Kirche erst seit etwa 15 Jahren getauft wird. Vor dieser Zeit wurde in Drašovec getauft. Es ist sicher, daß Rudolf Steiner nicht in seinem Geburtsort getauft worden ist. Drašovec liegt von Kraljevec etwa fünf Kilometer entfernt.

Die Kirche von Drašovec, die wir besuchen wollen, weist uns mit ihren zwei Türmen schnell den Weg. Wie in ganz Kroatien, so ist auch hier eine enge Verbindung zwischen Katholizismus und Nationalstolz zu bemerken. Die Kinder vor dem Pfarrhaus – nur zwei dieses Schuljahres nehmen an dem Religionsunterricht nicht teil – warten diszipliniert auf das Zeichen, in das Pfarrhaus eintreten zu dürfen. Die Kinder gehen offensichtlich gern in diesen Unterricht. Das Benehmen der Einwohner dem Pfarrer gegenüber zeugt von Respekt und Anerkennung. Die Glocken der Kirche haben die verschiedenen Kriegswirren überstanden. Wir können bei den Glockentönen vermuten, daß ihr Klang auch schon die Taufzeremonie im Jahre 1861 begleitet hat.

Ein Gespräch mit dem Pfarrer wird mit Herzlichkeit und in aller Offenheit geführt. Wir können es letztlich nicht ablehnen, von ihm zum kommenden Sonntag in sein Elternhaus zum Mittagessen eingeladen zu werden. Eine üppige Mittagstafel bringt uns alles, was das Land an Besonderheiten anzubieten hat. In unserem Gespräch erfahren wir etwas über die kroatische Geschichte. Bemerkungen zur Landschaft und ihren Menschen und insbesondere zum Tagesablauf eines kroatischen Landpfarrers werden gemacht.

Wir verlassen dieses sonntägliche Kroatien, fahren dabei nochmals durch Kraljevec und lassen unsere Gedanken in das Jahr 1861 zurückgehen. . .

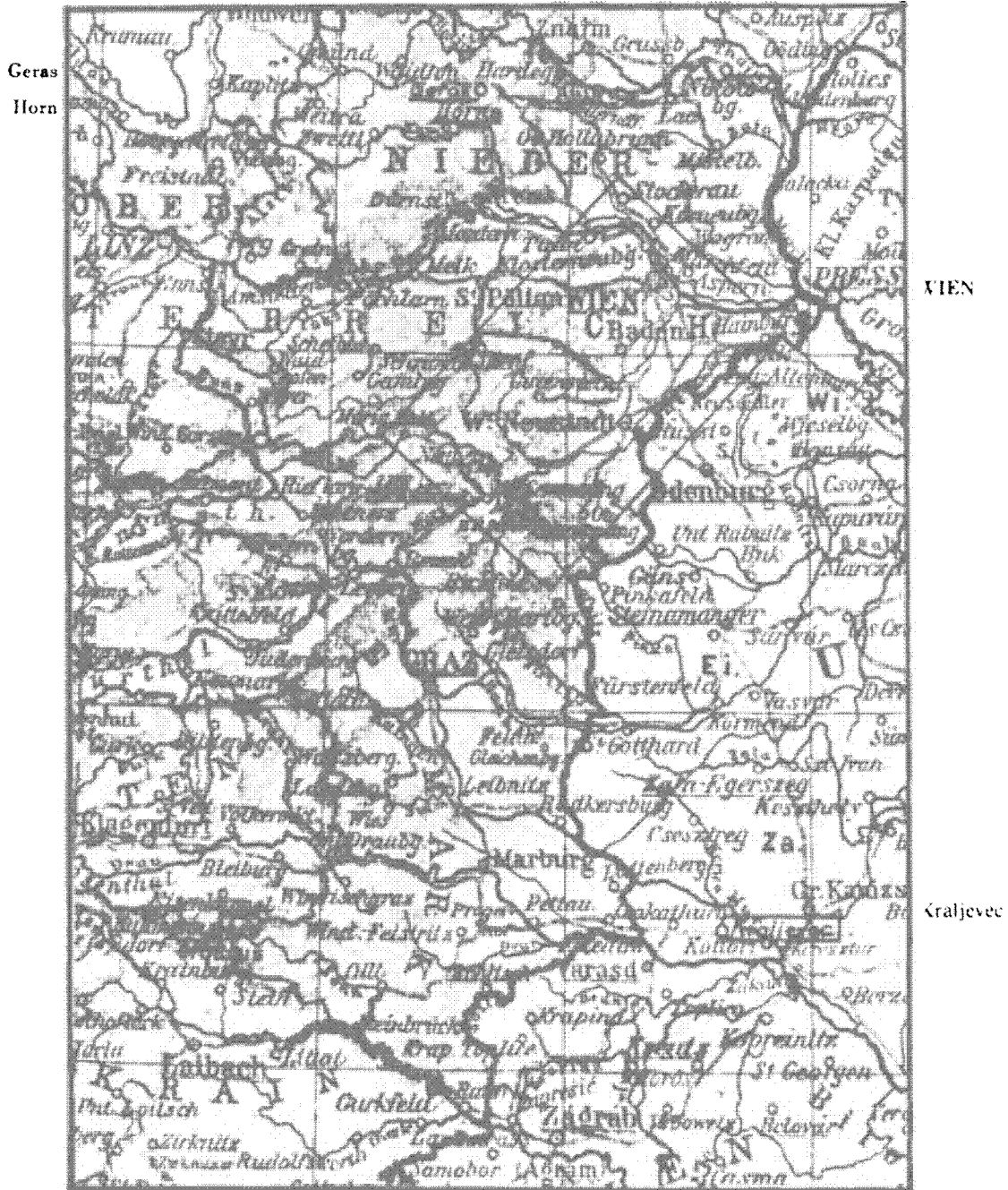
*Konrad Donat*

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Im Jahre 1861, dem Geburtsjahr Rudolf Steiners, gehörte Kraljevec zu Ungarn. Heute gehört es zu Jugoslawien und liegt dort innerhalb der Republik Kroatien. Veranlaßt durch die Angaben Rudolf Steiners über sein Geburtsland wurde die wechselvolle Geschichte Kroatiens dargestellt von:  
Martin Eisenhut, «Zu den Äußerungen Rudolf Steiners über sein Geburtsland», in «Das Goetheanum», 47. Jg. Nr. 42 vom 20. Okt. 1968, S. 334/5.  
Ernst Zawischa, «Geburtsort und Vaterland Rudolf Steiners», in «Das Goetheanum», 48. Jg., Nr. 9 von 2. März 1969, S. 68.
- <sup>2</sup> Schilderungen über Kroatien aus geisteswissenschaftlicher Sicht findet man bei  
Heinrich Teutschmann, «Zur spezifischen Farbe des Geburtslandes Rudolf Steiners», in «Das Goetheanum», 48. Jg. Nr. 9 vom 2. März 1969, S. 68/69.  
Dorothea Rapp, «Der kleine Esel – Spuren in Dalmatien», in «Die Drei», 47. Jg. Januar 1977, S. 42ff.  
Ludwig Müllner, «Orte der Kindheit und Jugend Rudolf Steiners», in «Mitteilungen aus der Anthroposophischen Arbeit in Deutschland», 21. Jg. Heft 1, Nr. 79, Ostern 1967, S. 33ff.
- <sup>3</sup> Oskar Schmiedel, «Aus dem Lande, in dem Rudolf Steiner seine Kindheit und Jugend verbrachte», Dornach 1952.
- <sup>4</sup> Friedrich Hiebel, «Rudolf Steiners Geburtsort», in «Das Goetheanum», 40. Jg. Nr. 7 vom 12. Februar 1961, S. 52/53.
- <sup>5</sup> Ders. «Die Geburtsstätte von Rudolf Steiner», in «Das Goetheanum», 45. Jg. Nr. 32 vom 7. August 1966, S. 255/6.  
K. Rössel-Majdan, «Rudolf Steiners Geburtshaus – jugoslawische Gedenkstätte!», in «Mitteilungen aus der anthroposophischen Bewegung», Nr. 38, Michaeli 1966, S. 39/40.
- <sup>6</sup> Rudolf Steiner, «Skizze eines Lebensabrisses», in «Briefe I», S. 4ff., Dornach 1955. Neuauflage in diesem Heft.  
Ders., Vortrag vom 11. April 1912, in «Der Zusammenhang des Menschen mit der elementarischen Welt», GA Bibl.-Nr. 158, S. 202.
- <sup>7</sup> Ders., in «Esoterische Betrachtungen karmischer Zusammenhänge», 4. Band, GA Bibl.-Nr. 238, S. 70.

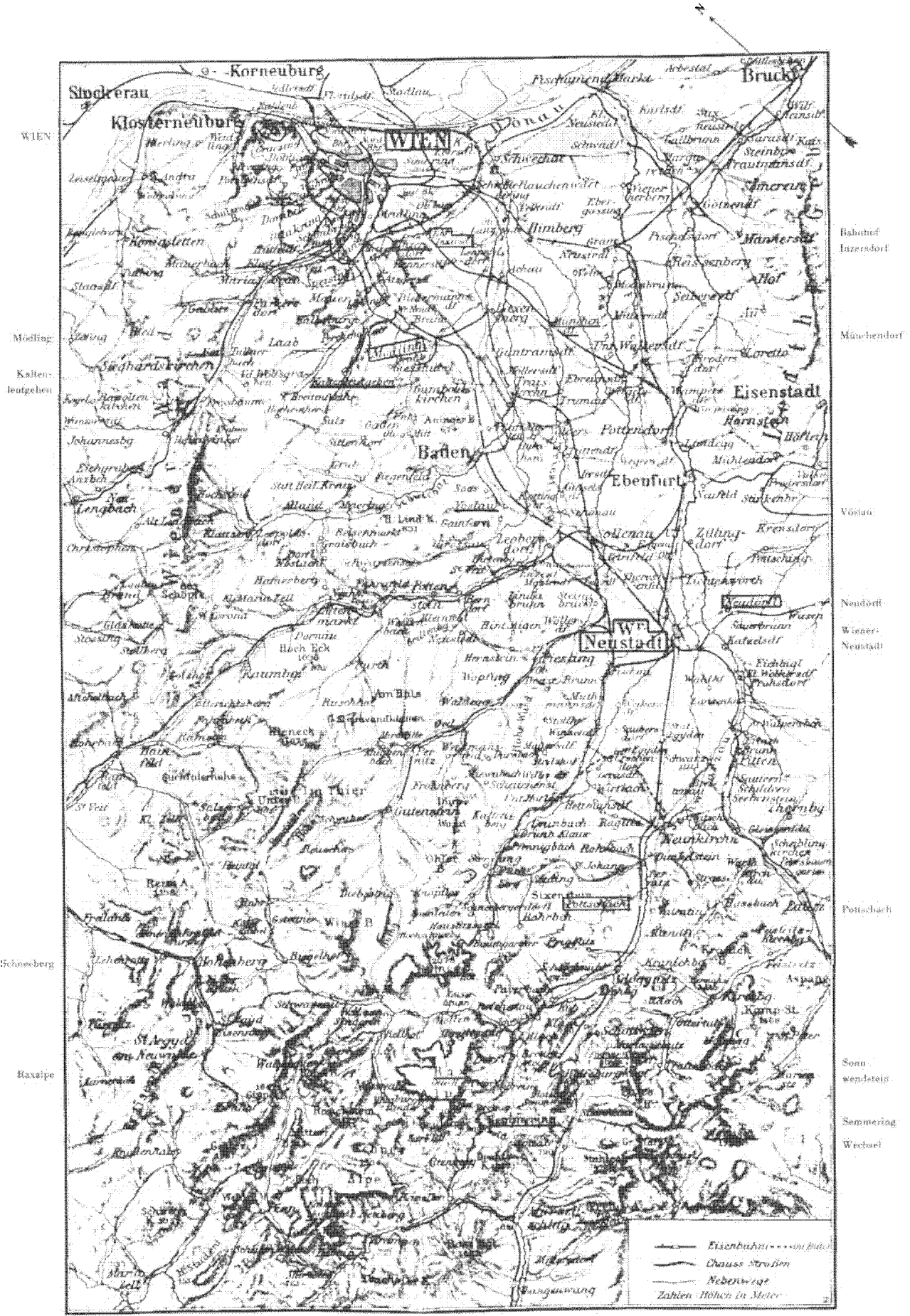
# DIE ORTE DER KINDHEIT UND JUGEND RUDOLF STEINERS

Zum autobiographischen Vortrag in Berlin am 4. Februar 1913



## NIEDERÖSTERREICH UND STEIERMARK

mit der ungarischen Grenze, an der Rudolf Steiners Geburtsort Kraljevec liegt.  
Geras und Horn sind die Geburtsorte der Eltern Rudolf Steiners. - Das eingezzeichnete Rechteck stellt den Ausschnitt der nachfolgenden Karte dar.



WIEN UND WIENER NEUSTADT MIT DEM SEMMERING-GEBIET

Die im Vortrag genannten Orte und Gebirge sind am Rande gekennzeichnet

**BEILAGE ZU**  
**«BEITRÄGE ZUR RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE»**  
**Heft 83/84, Ostern 1984**

BEITRÄGE ZUR RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE  
VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM ARCHIV  
DER RUDOLF STEINER-NACHLASSVERWALTUNG, DORNACH

Heft Nr. 83/84 Ostern 1984

(Nachdruck 1995)

---

Zum Inhalt des Heftes . . . . . 1

*Rudolf Steiner*

Autobiographischer Vortrag über die Kindheits- und Jugendjahre bis zur  
Weimarer Zeit. Berlin, 4. Februar 1913 . . . . . 2

Nachbemerkung des Herausgebers zu den geschichtlichen Vorbedingungen  
des Vortrages und Hinweise . . . . . 30

Zur Kindheit und Jugend Rudolf Steiners: Berichte und Dokumente:

I. *Walter Kugler*: Von einem Knaben, der immer zeichnen mußte... Über eine  
kürzlich aufgefundene Zeichnung Rudolf Steiners. Mit zwei Bildwiedergaben . 40

II. *Konrad Donat*: Die Rosalienkapelle bei Neudörfli. Mit einer Kartenskizze und  
drei Abbildungen . . . . . 45

III. *Konrad Donat*: Kraljevec im Herbst 1983. Reiseindrücke. Mit zwei Karten-  
skizzen und einer Abbildung . . . . . 52

*Beilage:*

Die Orte der Kindheit und Jugend Rudolf Steiners. Zwei Übersichtskarten zum  
autobiographischen Vortrag vom 4. Februar 1913

---

*Herausgeber:* Rudolf Steiner Nachlaßverwaltung, Rudolf Steiner Halde, CH - 4143 Dornach – *Redaktion:*  
Walter Kugler – *Administration:* Rudolf Steiner Verlag, Haus Duldeck, CH - 4143 Dornach. *Konten:*  
Postscheckkonto Basel 40-13768-1. Für Deutschland: Postscheckkonto Karlsruhe 70196-757; Commerz-  
bank Stuttgart, BLZ 600 400 71, Konto-Nr. 5574 967. *Druck:* WB-Druck, Rieden. *Erscheinungsweise:*  
zweimal jährlich im Frühjahr und Herbst (ab Nr. 101/1988). *Preise:* Im Abonnement jährlich  
Fr. 28.–/DM 32.– + Porto; Einzelheft Fr. 16.–/DM 18.– + Porto – Früher erschienene Hefte: Einzelheft  
Fr. 8.–/DM 9.–; Doppelheft Fr. 16.–/DM 18.– + Porto. *Zahlungen bitte erst nach Erhalt der Rechnung.*